



Ein Plan wird gefaßt

Man hörte das Wasser überall. An einigen Stellen war es nicht mehr als ein schwaches Flüstern, das man nur deshalb vernahm, weil eine unendliche Stille herrschte. Manchmal hörte es sich wie ein fernes dumpfes Grollen an, als spräche tief im Innern der Erde ein Riese mit sich selbst. Dann konnte man wieder ein klares und lautes Rauschen hören, und der Wasserlauf wurde in dem Licht der Öllampen sichtbar, wie er im dunklen Fels eingebettet entlangstürmte oder auch hin und wieder über einen blanken Vorsprung als Wasserfall in die Tiefe stürzte. An anderen Stellen stand das Wasser unbeweglich in langen, schwarzen Löchern, und man hörte nur noch das gedämpfte Tropf-tropf-tropf, das hier wohl schon jahrhundertlang hören war und noch jahrhundertlang weitertönen würde. Ich war von meinem Wachtposten abgelöst worden, damit i.e. an der Konferenz teilnehmen konnte. Deshalb ging ich jetzt s spät und allein durch die dürrtig beleuchteten Tunnel. Natürliche Gegebenheiten waren hier von Menschen genutzt worden. Die Faltungen der Erde und lang versiegte Flüsse hatten diese Höhlen und Kanäle in die Hügel der Kalksteine gegraben, und daneben gab es auch Anzeichen dafür, daß unsere Vorfahren hier gewesen waren. Vor langer Zeit hatten Menschen hier den Boden geglättet, die engen Durchlässe erweitert und an den Wänden Geländer angebracht, die, auf einer Blende von Kunststein befestigt, dem Menschen einen Halt gaben. An den Decken liefen Kabel - sie sahen wie Stricke aus - und hatten einst eine Energie geleitet, die man Elektrizität nannte und die Glasbirnen zum Leuchten gebracht hatte.

1 Unsere Wissenschaftler - Bohnenstange hatte es mir erzählt - konnten inzwischen auch wieder Elektrizität herstellen, aber noch fehlten uns wichtige Rohstoffe für eine großzügige Energieerzeugung, und das würde noch eine Weile so bleiben. Zumindest so lange, wie die Menschen gezwungen waren, sich wie Ratten in dunkle Ecken der Welt zurückzuziehen, die von den Tripoden, großen metallenen Ungeheuern, beherrscht wurde. Ich habe bereits erzählt, wie ich auf Zureden eines Mannes, der sich Ozymandias nannte, mein Heimatdorf verließ. Das war im letzten Sommer vor meiner Weihe gewesen. Während dieser Feier wurden Jungen und Mädchen im Alter von vierzehn Jahren von den Tripoden hochgehoben, weggetragen und etwas später zurückgebracht. Wenn sie zurückkehrten, trugen sie Kappen, ein Metallgeflecht, das der Schädelform genau angepaßt war und die Menschen den fremden Herrschern völlig untertan werden ließ. Es gab immer wieder einige, deren Verstand unter dem Druck der Weihe zerbrach - diese Menschen wurden Wanderer, sie konnten nicht mehr normal denken und irrten ziellos von Ort zu Ort. Ozymandias hatte so einen Wanderer gespielt. Seine eigentliche Aufgabe bestand darin, Menschen - ungeweihte Menschen - zu finden, die bereit waren, gegen die Tripoden zu kämpfen.

So ging ich mit meinem Vetter Henry, der auch in meinem Dorf wohnte, und später mit Bohnenstange auf die lange Reise nach Süden. (Sein richtiger Name war Jean-Paul, aber wir gaben ihm den Spitznamen Bohnenstange, weil er so lang und dürr war.) Schließlich erreichten wir die Weißen Berge und stießen zu der Gruppe freier Menschen, von denen Ozymandias erzählt hatte. Von dort wurden im Jahr darauf drei von uns als Kundschafter ausgeschiedt. Sie hatten die Aufgabe, in die Stadt der Tripoden einzudringen und soviel wie möglich über sie in Erfahrung zu bringen. Wir drei konnten nicht zusammen bleiben. Henry wurde zurückgelassen, und Fritz, ein Junge aus Deutschland - dort befand sich die Stadt der Dreibeiner -, nahm seinen Platz ein. Er und ich schafften es, in die Stadt hineinzukommen und den Meistern als Sklaven zu dienen. Die Meister waren große dreibeinige reptilienartige Wesen von einem fernen Stern, und wir konnten bei ihnen einiges über ihre Lebensgewohnheiten und Pläne erfahren. Doch ich war derjenige, der entkommen war. Über das Abwasser der Stadt hatte ich schwimmend einen Fluß erreicht, aus der mich Bohnenstange jenseits der Stadtmauer rettete. Wir hatten draußen vor den Mauern der Stadt noch tagelang gewartet

und gehofft, auch Fritz würde auftauchen, aber der erste Schneefall hatte uns gezwungen, in die Weißen Berge zurückzukehren.

Als wir an unserem Stützpunkt ankamen, fanden wir ihn verlassen vor. Julius, unser Anführer, hatte mit der Möglichkeit, gerechnet, daß wir von unseren Feinden entdeckt und unsere Gedanken erforscht werden würden, wenn wir erst einmal in ihrer Gewalt waren. Deshalb war der Plan gefaßt worden, den Stützpunkte zu verlassen, ohne daß wir etwas davon erfuhren. Man hatte nur ein paar Späher zurückgelassen, die auf uns warten sollten. Die Wächter entdeckten uns, als Bohnenstange und ich unglücklich in den verlassenen Höhlen umherirrten. Sie brachten uns zu dem neuen Hauptquartier.

Es lag weit im Osten, in einem mehr hügeligen als bergigen Gebiet. Es war ein Land mit engen Tälern, die von dichten Fichtenwäldern auf den Hängen eingeschlossen waren. Die Geweihten blieben auf der Talsohle, während wir uns mehr auf den Hügelketten aufhielten.

Wir lebten in einer Anzahl von Höhlen, die sich in enger Reihe kilometerweit durch die Hänge zogen. In jeder einzelnen hatten wir Wachtposten aufgestellt, und für den Fall eines Angriffs gab es einen genau ausgearbeiteten Fluchtplan. Aber bisher war alles ruhig geblieben. Wir überfielen die Geweihten, um Lebensmittel zu erbeuten, aber wir achteten darauf, daß unsere Stoßtrupps weit von unseren Wohngebieten entfernt zuschlugen.

Heute hatte Julius eine Konferenz einberufen, und ich wurde von meiner Wache abgelöst, um teilzunehmen: Ich war als einziger in der Stadt gewesen und hatte die Meister gesehen. In der Höhle, in der die Konferenz stattfand, wölbte sich die Decke in eine Höhe, die der Schein unserer schwachen Lampen nicht erreichte. Wir saßen wie unter der Schwärze einer Nacht, die kein Sternenschimmer jemals durchdringen würde. An den Wänden flackerten Lampen, und auf dem Tisch, hinter dem Julius mit seinen Ratgebern auf grobgezimmerten Stühlen saßen, befanden sich noch mehr. Als ich eintrat, stand Julius auf, obwohl ihm jede Bewegung Unbehagen, vielleicht sogar Schmerzen verursachte. Nach einem Sturz als Kind war er ein Krüppel geblieben. Nun war er ein alter, weißhaariger Mann, aber er besaß von den langen Jahren in der Gebirgsluft eine rosige Gesichtsfarbe.

„Komm, setz dich zu mir, Will“, sagte er, „wir fangen gerade an.“ Vor einem Monat waren Bohnenstange und ich hier eingetroffen. Ich hatte Julius und den anderen vom Rat sofort alles erzählt, was ich wußte. Ich hatte ihnen auch die Proben -etwas grüne, giftige Luft der Meister und Wasser aus der Stadt-, die ich mitbringen konnte, übergeben. Ich hatte eine schnelle Reaktion erwartet, dabei wußte ich selbst nicht, wie diese aussehen sollte. Ich fand nur, daß sie schnell erfolgen sollte. Ich hatte ihnen nämlich erzählt, daß von der Heimatwelt der Meister ein großes Raumschiff mit Maschinen an Bord zur Erde unterwegs war. Diese Maschinen würden die Atmosphäre so verändern, daß die Meister sie atmen und die schützenden Kuppeln ihrer Städte verlassen konnten. Aber die Menschen und alle anderen Lebewesen unseres Planeten müßten sterben, je dichter der grüne Nebel würde. Mein Meister, dem ich gedient hatte, hatte mir erzählt, daß das Schiff in vier Jahren landen und man dann die Maschinen aufstellen würde. Uns blieb also nicht viel Zeit. Julius begann zu sprechen und sagte, als hätte er meine Gedanken erraten: „Viele von euch sind ungeduldig. Es ist gut so, daß ihr es seid. Wir alle wissen, welche ungeheure Aufgabe vor uns liegt und daß die Zeit drängt. Es gibt also keine Entschuldigung dafür, daß unsere Aktion verzögert und Zeit vergeudet wird. Jeder Tag, jede Stunde, ja jede Minute zählen.“

Aber etwas anderes ist mindestens ebenso wichtig - Besonnenheit. Gerade weil die Zeit drängt, müssen wir, bevor wir Handeln, überlegen und noch einmal überlegen. Wir können uns nicht viele Fehler leisten - wahrscheinlich überhaupt keinen. Deswegen hat der Rat lange und sorgfältig überlegt, ehe er euch seine Pläne bekannt gibt. Ich werde sie euch jetzt in groben Zügen vorführen. Jeder von euch hat eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen, aber die jeweiligen Einzelheiten werden wir euch später mitteilen.“

Er unterbrach sich, und ich sah, daß sich aus dem Halbkreis vor dem Tisch jemand erhob. Julius fragte: „Du willst etwas sagen, Pierre? Du weißt, dazu hast du nachher noch ausreichend Gelegenheit.“

Als wir zum erstenmal in die Weißen Berge kamen, war Pierre Mitglied des Rates gewesen. Er war ein dunkelhaariger, schwieriger Mann. Selten hatte sich jemand Julius widersetzt, er aber hatte es getan. Er war gegen die Expedition in die Stadt aus Gold und Blei gewesen, die Entscheidung, die Weißen Berge zu verlassen, hielt er ebenfalls für falsch. Schließlich war er aus dem Rat ausgeschieden oder man hatte ihn ausgestoßen. Es war schwer zu sagen, welche Version richtig war. Er stammte aus dem Süden Frankreichs und kam aus den Bergen, die an der Grenze nach Spanien liegen.

Er antwortete: „Julius, was ich zu sagen habe, sollte besser zu Anfang ausgesprochen werden.“ Julius nickte: „Dann sprich!“

„Du erzählst, daß der Rat uns seine Pläne vorlegt. Du erzählst von Aufgaben, von Männern, denen noch gesagt werden wird, was sie zu tun haben. Ich will dich nur an eines erinnern, Julius:

Du sprichst nicht zu Geweihten, sondern zu freien Menschen. Es wäre besser, du kämst mit Bitten statt mit Befehlen zu uns. Nicht nur du und deine Berater können Pläne machen, wie die Dreibeiner zu bekämpfen sind. Es gibt noch andere, die auch denken können. Alle freien Menschen sind gleich, und allen müssen gleiche Rechte gewährt werden. Das verlangt der gesunde Menschenverstand ebenso wie die Gerechtigkeit.“

Er hörte auf zu sprechen, blieb aber in der Mitte der mehr als hundert Männer stehen, die auf dem bloßen Felsboden hockten. Draußen herrschte Winter, und selbst die Hügel waren mit Schnee bedeckt, aber wie in den Weißen Bergen schützte uns. Auch hier eine dicke Felsschicht. Die Temperatur änderte sich hier drinnen nicht. Tag für Tag und alle Jahreszeiten hindurch blieb sie gleich. Nichts änderte sich hier.

Julius wartete einen Augenblick, ehe er antwortete: „Freie Menschen können sich auf verschiedene Weise selbst regieren. Wenn sie zusammen leben und arbeiten, dann müssen sie jedoch einen Teil ihrer Freiheit aufgeben. Der Unterschied zwischen uns und den Geweihten ist der, daß wir uns freiwillig und froh der gemeinsamen Aufgabe unterwerfen, während deren Vernunft von fremden Wesen unterjocht wird, die sie wie Vieh behandeln. Es gibt noch einen anderen Unterschied, nämlich: freie Menschen übertragen ihre Rechte anderen nur auf gewisse Zeit. Das geschieht durch allgemeine Zustimmung, nicht durch Gewalt oder Tricks. Und Zustimmung ist etwas, was jederzeit verweigert werden kann.“

Pierre sagte: „Du redest von Zustimmung, Julius, aber woher stammt deine Autorität? Vom Rat. Und wer wählt die Mitglieder des Rates? Das Gremium selbst tut es, das unter deiner Kontrolle steht. Wo bleibt da die Freiheit?“ „Es wird eine Zeit kommen“ antwortete Julius, „in der wir darüber befinden müssen, wie wir regiert werden wollen. Dieser Tag wird kommen, wenn wir diejenigen besiegt haben, die heute die Menschheit der Welt unterdrücken. Bis dahin haben wir keine Zeit für kleinliche Zänkereien.“ Pierre wollte etwas sagen, aber Julius hob eine Hand und brachte ihn zum Schweigen. „Wir haben auch keine Zeit für Uneinigkeit oder selbst den Anschein der Uneinigkeit. Vielleicht war das, was du gesagt hast - welches Motiv du auch gehabt haben magst -, so wichtig, daß es gesagt werden mußte. Doch die Zustimmung freier Menschen wird erteilt, kann entzogen, aber auch bestätigt werden. Ich bitte euch: Jedermann, der mit der Autorität des Rates und seinem Recht, zu dieser Gemeinschaft zu sprechen, nicht einverstanden ist, möge aufstehen.“

Er wartete. In der Höhle war es still. Man hörte nur das unaufhörliche, ferne Geplätscher des Wassers und das Geräusch zweier Flüsse. Wir warteten darauf, daß sich noch jemand erhob. Niemand tat es. Als genügend Zeit verstrichen war, sagte Julius: „Pierre, du stehst allein.“ „Heute! Morgen vielleicht nicht mehr.“ Julius nickte: „Es ist gut, daß du mich daran erinnerst. Ich will j euch deshalb noch um ein zweites bitten. Ich frage euch: Er- kennt ihr diesen Rat so lange als eure Regierung an, bis diejenigen, die sich die Meister nennen, völlig besiegt sind?“ Er machte eine kleine Pause: „Die dafür sind, mögen bitte aufstehen.“

Diesmal erhoben sich alle. Marco, ein Italiener, sagte: „Ich stelle den Antrag, daß Pierre, weil er sich dem Willen der Gemeinschaft widersetzt, ausgestoßen wird.“ Julius schüttelte seinen Kopf. „Nein, keine Ausschlüsse. Wir brauchen jeden Mann, den wir haben, und jeden, den wir kriegen können. Ich weiß, Pierre wird seine Aufgabe gewissenhaft erfüllen. Hört zu! Ich will euch sagen, was wir vorhaben.“ Aber zuerst möchte ich, daß Will euch erzählt, wie es innerhalb der Stadt unserer Feinde aussieht. Will, du hast das Wort.“ Als ich dem Rat meine Erlebnisse berichtet hatte, war ich gebeten worden, den anderen vorläufig nichts zu sagen. Normalerweise wäre das nicht leicht gewesen. Ich bin von Natur aus mitteilzaam, und mein Kopf war noch voll von all den Wundem, die ich in der Stadt gesehen hatte - den Wundern und den Schrecken. Jetzt war meine Stimmung anders. Auf dem Rückweg mit Bohnenstange waren meine Kräfte durch die Schwierigkeit und Unsicherheit der Reise in Anspruch genommen, und ich hatte keine Zeit zum Grübeln gehabt. Doch nachdem wir die Höhle erreicht hatten, änderte sich das. In dieser Welt der ewigen, von Lampen erleuchteten Nacht, in dieser Welt der Stille konnte ich nachdenken, mich erinnern und mich schuldig fühlen. Ich hatte kein Bedürfnis, anderen zu erzählen, was ich gesehen hatte und was geschehen war. Als Julius mich nun aufforderte, war ich zunächst verwirrt. Ich sprach unbeholfen, mit vielen Stockungen und Wiederholungen, oft unzusammenhängend. Aber allmählich, je weiter ich mit meiner Geschichte merkte ich, wie gebannt die anderen zuhörten. Ich wurde der Erinnerung an die schreckliche Zeit mitgerissen und fühlte, wie furchtbar es gewesen war, unter dem ständigen Gewicht der größeren Schwerkraft der Meister zu leben, in der gleichbleibenden Hitze und Feuchtigkeit zu schwitzen und zu sehen, wie andere Sklaven immer schwächer wurden und schließlich unter der Belastung zusammenbrachen. Während der ganzen Zeit hatte ich gewußt, daß dies mit großer Wahrscheinlichkeit auch mein Schicksal sein würde, das Fritz zum Verhängnis geworden ist.

Bohnenstange erzählte mir später, ich hätte mit einer Leidenschaft und Flüssigkeit gesprochen, die ich normalerweise nicht besaß. Als ich geendet hatte und mich hinsetzte, blieb es eine Weile totenstill, und das zeigte mir, wie beeindruckend mein Bericht gewesen sein mußte.

Dann sprach Julius: „Ich hatte verschiedene Gründe dafür, daß ich Will zu euch sprechen ließ. Der eine ist, daß er von Dingen erzählt, die er selbst erlebt hat. Ihr habt ihn gehört, und ihr wißt, was ich meine. Was er beschrieben hat, ist wahr, er hat es selbst erlebt. Der zweite Grund ist, euch Mut zu machen. Die Meister besitzen ungeheure Macht und Stärke. Sie haben unvorstellbare Entfernungen zwischen den Sternen überbrückt, ihr Leben ist so lang, daß unseres im Vergleich dazu wie der Tanz der Eintagsfliege über einem Gebirgsbach aussieht. Und doch . . .“

Er machte eine Pause und sah mich mit einem leichten Lächeln an. Und doch hat Will, ein normaler Junge, ein bißchen schwächling, nicht klüger als die meisten seines Alters - und doch hat Will einen von ihnen geschlagen, ihn zusammenbrechen und sterben gesehen. Natürlich hatte er auch Glück. Es gibt nur eine Stelle, an der die Meister

durch Faustschläge verwundbar sind, und er hatte das Glück, sie zu entdecken und dorthin zu schlagen. Die Tatsache bleibt, daß er einen Meister getötet hat. Sie sind nicht allmächtig. Das sollte uns Mut machen. Was Will durch Glück schaffte, sollte uns durch planvolles Handeln möglich sein. Das bringt mich zu meinem dritten Punkt, meinem dritten Grund, warum ich wollte, daß ihr Wills Geschichte hört. Eigentlich ist es die Geschichte eines Mißerfolges.“ Er schaute zu mir rüber, und ich merkte, wie ich rot wurde. Ruhig und gelassen fuhr er fort: „Der Meister wurde mißtrauisch, nachdem er in Wills Zimmer die Notizen gefunden hatte, die er sich über die Stadt und seine Bewohner gemacht hatte. Will hatte nicht vermutet, daß sein Meister in sein Zimmer gehen würde, in dem er eine Maske tragen mußte, um atmen zu können. Das war leichtsinnig. Schließlich wußte er, daß sein Meister mehr Anteil an seinen Sklaven nahm als andere, und er wußte auch, daß sein Meister, schon bevor Will überhaupt in die Stadt kam, in dem Zimmer der Sklaven kleine Bequemlichkeiten eingebaut hatte. Es war denkbar, daß er etwas Ähnliches noch einmal tun würde und dabei das verräterische Notizbuch finden könnte.“

Sein Tonfall war ruhig, mehr überlegend als kritisch, aber gerade deshalb um so wirkungsvoller. Je länger ich ihm zuhörte desto mehr wuchs meine Verwirrung und Verlegenheit. „Mit der Hilfe von Fritz konnte Will die Situation retten. Er entkam aus der Stadt und kehrte mit Informationen zurück, deren Wert nicht abzumessen ist. Aber es hätte noch mehr erreicht werden können.“ Er blickte wieder zu mir herüber. „Mit mehr Zeit zum sorgfältigen Planen hätte auch Fritz zurückkehren können. Er gab an Will alles das weiter, was er erfahren hatte, aber es wäre besser gewesen, wenn er uns selbst hätte berichten können. Denn in unserem Kampf ist auch die geringste Kleinigkeit wichtig.“

Julius berichtete dann von der kurzen Zeit, die uns blieb, von dem Raumschiff, das aus den Tiefen des Weltalls zu uns unterwegs war, und das allem irdischen Leben den endgültigen Tod bringen würde. Dann erzählte er uns, was der Rat beschlossen hatte. Das wichtigste war, unsere Bemühungen, die jungen, noch nicht geweihten Menschen auf unsere Seite zu ziehen, zehnfach hundertfach, ja tausendfach zu beschleunigen. Um dies zu erreichen, mußten so viele wie möglich von uns in die Welt gehen und die jungen Leute überzeugen und unterrichten. Überall mußten Widerstandsnester gebildet werden, die weitere Mitglieder gewinnen könnten. Der Rat hatte Landkarten und würde jedem einzelnen sagen, wohin er zu gehen hatte. Unser Hauptziel mußte sein, in der Nachbarschaft der beiden anderen Städte der Meister - die eine befand sich Tausende von Kilometern weiter östlich, die andere stand weit im Westen auf der anderen Seite des Ozeans - Oppositionsgruppen zu bilden. Das gab Sprachprobleme, die gemeistert werden mußten. Es gab noch andere Schwierigkeiten des Überlebens und der Organisation, die auf den ersten Blick unüberwindbar schienen. Aber sie waren nicht unüberwindbar, weil sie es nicht sein durften. Es würde keine Schwäche geben, keine Verzweiflung, nur die feste Entschlossenheit, auch das letzte Gramm Energie und Kraft in unsere Aufgabe zu setzen.

Dieser Weg barg natürlich das Risiko in sich, daß die Meister auf die sich entwickelnde Opposition aufmerksam würden. Es war möglich, daß sie sich nicht darum kümmerten, da ihre Pläne, sich die Erde endgültig zu unterwerfen, schon so weit fortgeschritten waren. Trotzdem mußten wir mit Gegenmaßnahmen rechnen. Wir durften nicht nur eine einzige Zentrale haben, wir brauchten ein Dutzend oder gar hundert Hauptquartiere, von denen jedes einzelne fähig war, allein weiterzumachen. Der Rat würde sich trennen, seine Mitglieder von Ort zu Ort reisen und nur gelegentlich und unter großen Vorsichtsmaßnahmen wieder zusammentreffen.

So sah der erste Teil des Planes aus. Er betraf die dringende Notwendigkeit, alle verfügbaren Kräfte für den Kampf zu mobilisieren und in der Nähe der drei Städte der Feinde Widerstandszentren einzurichten. Ein anderer Teil des Planes war vielleicht noch wichtiger. Es ging darum, Wege zu finden, wie man Städte zerstören konnte. Das bedeutete harte Arbeit und eine Vielzahl von Experimenten. Ein besonderer Stützpunkt würde aufgebaut werden, aber nur diejenigen, die unmittelbar damit zu tun hatten, würden wissen, wo er sich befand. Dort ruhte unsere größte Hoffnung. Wir durften es nicht riskieren

daß die Meister diese Basis entdeckten. „Ich habe euch erzählt, was ich sagen konnte“, meinte Julius „später werdet ihr einzeln eure Anweisungen bekommen und die nötigen Ausrüstungen, dazu Landkarten, die ihr braucht um sie auszuführen. Gibt es noch Fragen oder Vorschläge“ Niemand sagte etwas, nicht einmal Pierre. Julius fuhr fort:

„Dann lösen wir die Versammlung auf.“ Er machte eine Pause. „Dies ist das letzte Mal, daß wir uns in dieser Form treffen bevor unsere Aufgabe erfüllt ist. Als letztes möchte ich noch einmal wiederholen, was ich bereits gesagt habe. Was wir tun müssen, ist eine schwere und schreckliche Arbeit. Aber wir dürfen nicht ängstlich werden. Es kann gelingen, wenn jeder einzelne seine größte Kraft einsetzt. Geht jetzt und Gott mit euch!“

Julius selbst gab mir meine Anweisungen. Ich sollte nach Süden und Osten reisen, einen Händler spielen, der mit einem Packpferd umherzog und dabei Gefolgsleute gewann, der Widerstand säte und schließlich alles der Zentrale berichtete. Dann fragte Julius: „Will, ist alles klar?“ »Ja.«

„Sieh mich an, Will.“ Ich blickte auf. Er sagte: „Ich glaube, du bist immer noch verletzt durch das was ich gesagt habe, als dein Bericht in der Versammlung beendet war.“ „Ich weiß, daß du recht hattest.“ „Doch deswegen ist es nicht leichter zu ertragen, vor allem, wenn man eine Geschichte von Mut, Geschicklichkeit und hohem Einsatz erzählt hat und sie nachher in etwas anderen Farben wiederholt findet.“ Ich antwortete nicht. „Hör zu, Will. Ich habe es aus einem bestimmten Grund getan. Die Maßstäbe, die wir uns selbst setzen, müssen so hoch sein, daß es

unmöglich ist, ihnen zu entsprechen. Deshalb habe ich diese Geschichte benutzt, einen Gedanken klarzumachen: Der Leichtsinn eines einzelnen kann uns alle zerstören – gerade genug getan zu haben, ist nie genug -, es darf keine Zufriedenheit geben, so viel wir auch erreicht haben, denn es kann immer noch mehr erreicht werden. Aber ich kann dir jetzt sagen, daß was du getan hast, du und Fritz, für uns von ungeheurem Wert war.“

Ich antwortete: „Fritz hat mehr geleistet. Und Fritz ist nicht zurückgekehrt.“ Julius nickte: „Damit mußt du allein fertig werden. Das wichtigste ist, daß wenigstens einer von euch zurückkam, daß wir von der kurzen Zeitspanne, die uns zur Verfügung steht, nicht noch ein Jahr verloren haben. Wir müssen alle lernen, mit unseren Niederlagen zu leben und unser Bedauern dazu zu nutzen, uns für die Zukunft anzuspornen.“ Er legte mir eine Hand auf die Schulter. „Weil ich dich kenne, kann ich dir sagen, daß du dich gut geschlagen hast. Du wirst es nicht vergessen, aber du wirst meine Kritik länger und deutlicher im Gedächtnis behalten. Oder ist das falsch. Will?“ „Nein“, sagte ich. „Ich glaube, es ist wahr.“ Wir drei, Henry, Bohnenstange und ich, trafen uns an einer Stelle, wo hoch im Felsen ein Riß war, durch den ein schwacher Lichtschimmer leuchtete; er war gerade hell genug, daß wir unsere Gesichter ohne Lampenschein erkennen konnten. Dieser Platz lag etwas abseits von den Teilen der Höhlen, die allgemein benutzt wurden, aber wir gingen gern dorthin und spürten, daß die Welt draußen, die wir sonst nur während der Wachtzeiten an den Eingängen sahen, tatsächlich existierte, daß es draußen tatsächlich Licht und Wind und Wetter statt Schwärze und Grollen und Flüstern und Tropfen des unterirdischen Wassers gab. Eines Tages mußte draußen ein kräftiger Sturm herrschen, denn feiner Regen sprühte durch den Spalt. Wir hoben unsere Gesichter, fühlten die kühle Feuchtigkeit und glaubten Bäume und Gras zu riechen.

Henry sagte: „Ich gehe nach Westen über den Ozean. Kapitän Curtis fährt uns in der „Orion“ hinüber. Er wird seine Mannschaft in England auszahlen und nur den Matrosen behalten, der wie er eine falsche Kappe trägt. Diese beiden bringen die „Orion“ in einen Hafen im Westen Frankreichs, wo wir sie treffen werden. Wir sind sechs Mann. Unser Ziel ist Amerika man spricht dort Englisch. Und was sollst du tun, Will?“ Ich berichtete kurz. Henry nickte, und es war deutlich, daß er glaubte, seine Aufgabe sei besser und interessanter. Ich fand das auch, aber es machte mir nichts aus. Henry fragte: „Was wirst du machen, Bohnenstange?“ „Ich weiß noch nicht, wohin ich komme.“ „Sie werden dich sicher hierbehalten.“ Er nickte: „Ich komme ins wissenschaftliche Zentrum.“

Das war zu erwarten gewesen. Bohnenstange war zweifellos einer der Menschen, die man brauchte, um Waffen für den Angriff auf die Meister zu entwickeln. Unser Trio schien diesmal wirklich auseinandergerissen zu werden. Doch das war jetzt nicht wichtig. Ich dachte an Fritz. Julius hatte recht gehabt: Ich dachte vor allem an seine Kritik und schämte mich. Hätten wir eine Woche länger Zeit gehabt, vielleicht wären wir beide entkommen. Das war ein bitterer Gedanke, der sich nicht unterdrücken ließ. Die beiden anderen unterhielten sich, und ich hörte still zu. Nach einiger Zeit fiel es ihnen auf. Henry sagte: „Will, du bist so ruhig. Fehlt dir etwas?“ „Nein.“ Er blieb hartnäckig. „In der letzten Zeit bist du überhaupt still gewesen.“ Bohnenstange wandte sich an Henry: „Ich habe einmal ein Buch über die Amerikaner gelesen, deren Land du besuchen wirst. Danach haben sie alle eine rote Hautfarbe und schmücken sich mit Federn und tragen Waffen wie Beile, schlagen auf Trommeln, wenn sie in den Krieg ziehen, und rauchen Pfeifen, wenn sie Frieden schließen.“

Gewöhnlich war Bohnenstange so sehr mit technischen Dingen und der Art und Weise, wie sie funktionierten, beschäftigt, daß er kaum auf die Menschen um ihn herum achtete. Aber ich merkte, daß er meinen Kummer erkannte und den Grund dafür kannte. Schließlich hatte er mit mir vergeblich vor der Stadt der Meister gewartet und war mit mir dann zurückgekehrt. Jetzt tat alles, um Henry von seinen Fragen abzulenken und mich vom Grübeln abzuhalten. Dafür war ich ihm dankbar.

Bevor ich aufbrechen konnte, gab es noch viel zu tun. Ich wurde als Händler ausgebildet, mußte wenigstens ein paar Brocken der Sprachen lernen, die ich in den fremden Ländern brauchen würde; man brachte mir bei, wie ich Widerstandsgruppen organisieren mußte und was ich ihnen zu sagen hatte, wenn ich weiterzog. All dies lernte ich sehr sorgfältig, und ich war entschlossen, diesmal keinen Fehler zu machen. Aber ich wurde meine Traurigkeit nicht los.

Henry brach vor mir auf. Er war voller Erwartung und bester Stimmung. Er führte eine Gruppe, der auch Tonio, mein Sparingspartner und Rivale vor den Wettkämpfen, angehörte. Alle waren recht vergnügt. Ich schien der einzige in den Höhlen zu sein, der trübsinnig war. Bohnenstange versuchte mich aufzuheitern. Es half nichts.

Dann ließ mich Julius rufen. Er hielt mir einen Vortrag über die Nutzlosigkeit ständiger Selbstanklagen und über die Wichtigkeit, aus Fehlern der Vergangenheit zu lernen und sie in Zukunft zu vermeiden. Ich hörte zu und gab ihm höflich recht, aber die trübe Stimmung hob sich nicht.

Dann sagte er: „Will, du machst es dir zu. schwer. Du bist jemand, der nur sehr schwer Kritik erträgt, am wenigsten von dir selbst. Aber wenn du dich weiter von dieser Stimmung beherrschen läßt, wirst du noch weniger in der Lage sein, die Aufgabe zu lösen, die der Rat dir stellt.“ „Die Arbeit wird getan werden“, sagte ich. „Und diesmal zur vollen Zufriedenheit aller, das verspreche ich.“ Julius schüttelte den Kopf: „Ich weiß nicht, ob ein solches Versprechen viel hilft. Das wäre anders, wenn du das Temperament von Fritz hättest. Doch, ich will von ihm sprechen, auch wenn es dir weh tut. Fritz war von Natur aus melancholisch und konnte seine eigene trübe Stimmung

ertragen. Ich glaube aber, daß es bei dir anders ist. Du bist lebhafter und ungeduldiger. In deinem Fall werden sich Trauer und Selbstanklagen lähmend auswirken.“ „Ich werde mein Bestes tun.“ „Sicher, aber wird das reichen?“ Er sah mich zweifelnd an. „In drei Tagen sollst du aufbrechen. Ich glaube, wir müssen es verschieben.“ „Aber warum?“ „Kein Aber, Will. Es ist meine Entscheidung.“ Ich sagte: „Ich bin jetzt bereit, und wir haben nicht viel Zeit zu verlieren.“

Julius lächelte: „Du zeigst ja wieder Kampfgeist. Dann ist noch; nicht alles verloren. Aber du hast scheinbar bereits vergessen, was ich auf der Versammlung gesagt habe. Wir können uns keine Fehler leisten, keine schlechten Pläne - und nicht richtig vorbereitete Leute dürfen wir erst recht nicht losschicken. Du wirst noch eine Weile hierbleiben.“ Ich glaube, in diesem Augenblick habe ich Julius gehaßt. Selbst als ich über die erste Erbitterung hinweggekommen war, nahm ich es ihm übel. Ich sah, wie andere unseren Stützpunkt verließen und verwünschte meine erzwungene Tatenlosigkeit. Unendlich langsam vergingen die dunklen Tage. Ich wußte, daß ich meine Haltung ändern mußte, aber ich brachte es nicht fertig. Ich versuchte, eine unechte Fröhlichkeit an den Tag zu legen, aber ich merkte, daß ich damit niemand, am wenigsten Julius, täuschte. Endlich rief mich Julius wieder zu sich. Er sagte: „Ich habe über dich nachgedacht, Will. Ich glaube, ich habe eine Lösung für dein Problem gefunden.“ „Darf ich losgehen?“ „Nicht so schnell! Du weißt, es gibt Händler, die nur zu zweit herumziehen. Einmal, um Gesellschaft zu haben, und zum anderen, um ihre Waren besser vor Dieben schützen zu können. Ich glaube, es wäre gut, wenn wir dir einen Begleiter mitgeben würden.“ Er lächelte. Ich aber wurde ärgerlich und sagte: „Ich komme allein gut zurecht.“ Aber wenn du die Wahl hättest, entweder ihr geht zu zweit, oder du bleibst ganz hier - was würdest du dann vorziehen?“ Ich war wütend, weil er offenbar dachte, ich wäre nicht fähig, allein zu bestehen, aber auf seine Frage gab es nur eine einzige Antwort. In aufsässigem Ton sagte ich: „Ich tue, was du für richtig hältst.“ „Das ist prima, Will. Willst du denjenigen, der mit dir gehen wird, jetzt sehen?“

Ich konnte im Schein der Lampe sehen, wie er lächelte, und antwortete steif: „Nun, warum nicht.“ „In diesem Fall.“ Er blickte sich zu einer Reihe von Steinsäulen um, die fast eine Art Vorhang bildeten. „Du kannst jetzt hervortreten.“ Als eine Gestalt langsam herankam, dachte ich, daß mich das schwache Licht täuschte. Es war einfacher, nicht zu glauben, was ich sah, als anzunehmen, daß jemand von den Toten auferstanden war. Es war Fritz, der zu uns trat.

Er erzählte mir später, was geschehen war. Nachdem er beobachtet hatte, wie ich im Fluß, der unter der goldenen Mauer hindurch zur Stadt hinausführte, untergetaucht war, kehrte er zurück und verwischte meine Spuren, so wie er es versprochen hatte. Er erzählte überall, wie ich meinen Meister tot im Wasserbecken schwimmend fand und danach sofort zum Ort der glücklichen Erlösung gegangen sei. Ich hätte nicht weiterleben wollen, nachdem mein Meister gestorben war. Man glaubte seine Geschichte, und er bereitete seine eigene Flucht vor. Aber die Qualen, die er erdulden mußte, und die Anstrengungen der Nacht, in der wir nach dem Fluß suchten, forderten ihren Tribut. Er brach zum zweitenmal zusammen und wurde wieder in das Krankenhaus für Sklaven gebracht.

Wir hatten abgemacht, daß ich - falls ich überhaupt herauskäme - drei Tage auf ihn warten sollte. Bevor er sich überhaupt vom Bett erheben konnte, war mehr als diese Zeit verstrichen. Er nahm deshalb an, ich sei schon weg. In Wahrheit hatten Bohnenstange und ich zwölf Tage lang gewartet, ehe die wachsende Verzweiflung und der erste Schnee uns zum Aufbruch mahnten. Aber das konnte Fritz nicht wissen, und so begann er - das war typisch für ihn - , alles gründlich und genau zu durchdenken. Er nahm an, daß das Tauchen unter der Mauer anstrengend war - hätte Bohnenstange mich nicht aus dem Wasser gezogen, wäre ich dabei umgekommen -, und er kannte seine körperliche Verfassung. Er mußte erst wieder Kräfte sammeln, und das Krankenhaus der Sklaven bot dazu die besten Möglichkeiten. Solange er dort blieb, hatte er die Schläge und unmenschlich harten Aufgaben seines Meisters nicht zu fürchten. Er mußte natürlich vermeiden, daß jemand mißtrauisch wurde und merkte, daß er anders dachte als die übrigen Sklaven. Deshalb mußte er genau überlegen, wie lange er im Krankenhaus bleiben durfte. Er blieb zwei Wochen und spielte den anderen vor, daß seine Schwäche größer wurde. Als die Tage vergangen waren, erklärte er traurig, er hätte erkannt, er würde seinem Meister nie mehr richtig dienen können und müßte sterben. Spät am Nachmittag verließ er das Krankenhaus und ging in Richtung Ort der glücklichen Erlösung davon. Unterwegs versteckte er sich und wartete, bis es dunkel war. und dann ging er zum Fluß an die Mauer und tauchte in die Freiheit.

Zuerst ging alles nach Plan. In dunkler Nacht tauchte er vor der Stadt wieder auf und schwamm erschöpft ans Ufer. Er wandte sich nach Süden, auf der gleichen Route, die wir gewählt hatten. Aber er war einige Tagesmärsche hinter uns und fiel weiter zurück, als ihn eine fiebrige Erkältung zwang, in einem Heuschober ein paar Tage lang liegen zu bleiben. Als er wieder weiterzog, war er noch immer schwach und wurde bald von einer ernsteren Krankheit gestoppt. Diesmal hatte er Glück. Er wurde gefunden und versorgt, denn er hatte eine Lungenentzündung und wäre ohne Pflege sicherlich gestorben. Eine Frau nahm ihn bei sich auf, deren Sohn vor Jahren nach der Weihe zum Wanderer geworden war. Sie hielt auch Fritz für einen Wanderer und pflegte ihn besonders liebevoll. Endlich, als er wieder gesund und kräftig war, verließ er heimlich das Haus und machte sich auf die Reise. Als er die Weißen Berge erreichte, tobten dort Schneestürme, und er mußte in der Nähe der Dörfer Tal warten, bis das schlechte Wetter vorbei

war. Dann stieg er im tiefen Schnee mühsam nach oben. Am Tunneleingang wurde er von dem einzigen Wachtposten angerufen, den Julius für alle Fälle dort gelassen hatte. Erst vor drei Tagen hatte ihn der Wächter zu unseren Höhlen gebracht. AH dies erfuhr ich erst später. Als wir uns sahen, stand ich nur sprachlos da. „Will, ich hoffe, du wirst mit deinem Begleiter gut auskommen“, sagte Julius. Plötzlich bemerkte ich, daß ich wie ein Idiot grinste.

Die Jagd

Wir brachen nach Südosten auf und marschierten vom Winter weg, der das Land überzogen hatte. Zum Gebirgspaß hinaus, der uns den Zugang nach Italien öffnete, war es eine beschwerliche Kletterei, die immer wieder durch Schneewehen behindert wurde. Doch danach ging es leichter. Wir kamen über eine fruchtbare Ebene an einen See, dessen Wasser unablässig gegen die felsigen Ufer und kleinen Fischerhäfen klatschte. Wir gingen direkt nach Süden weiter, die Hügel und Berge ließen wir auf der linken Seite liegen, und dann mußten wir wegen einer neuen Bergkette nach Westen abbiegen.

Als umherziehende Händler waren wir überall willkommen. Wir wurden in jedem kleinen Ort gern gesehen, einfach weil wir Fremde waren und dort jeder seinen Nachbarn nur zu gut kannte, ob er ihn nun leiden konnte oder nicht. Außerdem brachten wir Waren mit. Unsere Waren bestanden aus Tuchballen, Schnitzereien und kleinen Holzuhren aus dem Schwarzwald. Unsere Leute hatten ein paar Lastkähne am großen Fluß überfallen und die Ladung fortgeschafft. Diese Dinge verkauften wir und erhandelten dafür andere Güter, die wir später wieder an anderen Orten zum Kauf anboten. Unser Geschäft blühte. Die Gegend war sehr fruchtbar, und die Frauen und Kinder wollten unbedingt unsere schönen neuen Dinge haben. Was wir an Gewinn einstrichen und nicht zum Essen und Trinken brauchten, legten wir in Form von Gold, Silber und Münzen beiseite. Oft wurden wir eingeladen und bekamen unsere Mahlzeiten und Nachtquartiere umsonst.

Diese Gastfreundschaft vergalt uns damit, daß wir den Leuten ihre Söhne wegnahmen. Ich konnte mich damit nie richtig anfreunden, aber für Fritz war es ganz eindeutig und notwendig. Wir hatten unsere Pflicht zu tun und fertig. Die Meister planten unsere Vernichtung, und wir halfen durch unsere Arbeit, diese Menschen davor zu bewahren. Ich gab die Logik dieser Gedanken zu, beneidete Fritz aber um seine Problemlösungsfähigkeit, denn mich betrückte die ganze Angelegenheit noch immer. Das lag sicher auch daran, daß ich mich mit den Leuten anfreunden mußte, denn Fritz war, bei aller Lieblichkeit, die er besaß, schweigsam und in sich gekehrt. Er konnte die fremden Sprachen besser als ich, aber ich redete dafür mehr als er und lachte gern und oft. Ich fand schnell Kontakt zu allen Bewohnern der Dörfer, die wir besuchten, und in vielen Fällen zog ich betrückt weiter.

Ich hatte nämlich während meines Aufenthaltes im Schloß de la Tour Rouge erfahren, daß die Menschen, auch wenn sie geweiht waren, also die Kappen trugen und die Tripoden als Halbgötter ansahen, doch liebenswert, gefühlvoll und für Schmerz empfänglich geblieben waren. Es war meine Aufgabe, sie zu überreden, mit uns Handel zu treiben und uns bei sich aufzunehmen. Ich tat meine Pflicht so gut ich konnte, aber ich blieb dabei nicht immer innerlich unberührt. Bisher hatte ich mich in allem auch gefühlsmäßig stark engagiert, und so war es diesmal wieder. Es war nicht leicht, die Menschen gern zu haben, ihre Freundlichkeit uns gegenüber zu erkennen und doch unsere Aufgabe nicht aus dem Auge zu verlieren. Wir mußten ihr Vertrauen gewinnen und sie dann betrügen. Ich schämte mich oft über das, was wir taten. Unser Hauptaugenmerk galt den jungen Leuten, die im nächsten Jahr geweiht wurden. Zuerst errangen wir ihr Interesse durch Bestechung, indem wir ihnen Messer, Pfeifen, Ledergürtel oder ähnliche Kleinigkeiten schenkten. Sie umringten uns, und wir sprachen mit ihnen, ließen sorgfältig überlegte Bemerkungen fallen, stellten Fragen und versuchten dabei herauszufinden, wer schon begonnen hatte, darüber nachzudenken, welches Recht die Dreibeiner eigentlich hatten, die Menschen zu beherrschen. Wir gewannen darin schnell eine gewisse Geschicklichkeit und fanden meist rasch heraus, wer kritisch und aufsässig war oder es werden konnte. Und es gab davon mehr, als wir zunächst angenommen hatten.

Ganz am Anfang war ich ja auch überrascht gewesen, daß mein Vetter Henry, den ich kannte und bekämpft hatte, seit wir beide laufen konnten, ebenfalls aus dem drohenden beschränkten Leben, das wir kannten, ausbrechen wollte. Dabei hatten unsere Eltern uns nur erzählt, welch ein Segen es sei, geweiht zu sein. Ich hatte damals Henrys Wunsch nicht gekannt, denn darüber sprach man nicht. Es war undenkbar, Zweifel auszusprechen, aber das hieß nicht, daß es keine Zweifel gab.

Wir fanden schnell heraus, daß es bei allen Kindern, deren Weihe kurz bevorstand, in irgendeiner Form Zweifel gab. Für sie war es eine fast berauschende Erleichterung, in der Nähe von zwei Geweihten zu sein, die anders als ihre Eltern die Weihe nicht wie ein Geheimnis behandelten, über das nicht gesprochen werden durfte, sondern sie sogar ermunterten, ihre Zweifel auszudrücken und ihnen dann zuhören.

Wir mußten natürlich vorsichtig sein. Am Anfang machten wir verschleierte Andeutungen, stellten scheinbar unschuldige Fragen, deren Bedeutung erst durch unser Mienenspiel klar wurde. Wir wollten den einen oder die zwei aus jedem Dorf finden, die am vollkommensten unabhängiges Denken mit Zuverlässigkeit verbanden. Bevor wir

dann weiterzogen, nahmen wir diese beiden beiseite, erklärten ihnen alles und gaben ihnen bestimmte Aufgaben. Wir sagten ihnen über die Dreibeiner und deren Herrschaft die Wahrheit und erklärten ihnen, welche Rolle sie im Widerstand spielen mußten. Wir schickten sie nicht mehr zu einem unserer Hauptquartiere. Sie bekamen den Auftrag, eine Gruppe zu bilden, andere Jungen des Dorfes, der kleinen Stadt und der näheren Umgebung zu überzeugen und vor der Weihe im Frühling ein Versteck zu finden. (Das würde so lange nach unserem Besuch sein, daß niemand uns mit dem Weglaufen der Jungen in Verbindung bringen würde.) Sie mußten Plätze Suchen, die weit genug von den Geweihten entfernt waren, so daß sie nicht aufgestöbert werden konnten, aber sie mußten doch so nahe bei menschlichen Behausungen sein, daß sie durch gelegentliche Überfälle Lebensmittel bekommen und neue Mitglieder für die Gruppe werben konnten. Außerdem sollten sie dort auf neue Befehle warten.

Wir konnten ihnen keine genaueren Anweisungen geben: Ihr Erfolg beruhte auf persönlichem Geschick, auf Improvisation und bedachtem Handeln. Wir konnten ihnen nur durch ein einfaches Nachrichtensystem helfen. Wir führten in engen Käfigen ein paar Tauben mit und ließen hin und wieder zwei Stück bei einer neuen Gruppe. Diese Vögel waren dressiert und konnten über weite Entfernungen zu dem Nest zurückkehren, aus dem sie stammten, und Nachrichten, die auf kleinen Zetteln standen und an ihre Beine gebunden wurden, übermitteln. Diese Tauben sollten weiter gezüchtet werden und die verschiedensten Widerstandsgruppen miteinander in Kontakt halten. Im Notfall konnte auch das für die einzelnen Gruppen zuständige Hauptquartier alarmiert werden.

Wir gaben ihnen auch Erkennungszeichen: Bänder, die in die Mähnen der Pferde eingeflochten werden sollten, Mützen einer bestimmten Art, die in einem bestimmten Winkel aufgesetzt wurden, wir brachten ihnen eine besondere Art zu winken und bestimmte Vogelrufe bei. Außerdem verabredeten wir Stellen, an denen Nachrichten hinterlassen werden konnten, die uns oder andere von uns zu dem Versteck führen würden, das sie ausgesucht hatten. Darüber hinaus konnten wir nichts tun und mußten es dem Schicksal überlassen.

Wir zogen weiter und weiter und gingen den Weg, den Julius uns vorgeschrieben hatte. Zu Beginn unserer Reise hatten wir gelegentlich ein paar Tripoden gesehen, aber das wurde immer seltener. Das lag nicht daran, daß sie im Winter weniger aktiv waren. Die Entfernung zu ihrer Stadt wurde nur größer. In einem Land, das Hellas hieß, erzählte man uns, daß sie ein paar Mal im Jahr auftauchten, in den östlichen Landesteilen erzählte man sogar, daß sie nur am Tag der Weihe kamen. Auch dann erschienen sie nicht in jedem Dorf wie in England, sondern die Kinder wurden von ihren Eltern über große Entfernungen zur Weihe gebracht. Das war natürlich verständlich. Die Tripoden konnten schnell vorankommen - weit schneller als ein galoppierendes Pferd - und riesige Strecken überwinden, aber auch für sie gab es große Entfernungen. Es war unvermeidlich, daß sie die nähere Umgebung ihrer Stadt sorgfältiger kontrollieren mußten als die entfernten Gegenden. Doch jeder zusätzliche Kilometer bedeutete einen größeren werdenden Kreis, in dessen Mitte die Stadt lag. Wir waren jedenfalls erleichtert, daß wir uns in Gegenden bewegten, in denen wir - vor allem zu dieser Jahreszeit - nicht damit rechnen mußten, daß jeden Augenblick eine schaukelnde, metallene Halbkugel auf ihren drei Beinen am Horizont auftauchen konnte. Diese Erfahrung brachte uns aber auch auf einen Gedanken. Auf diesem nahezu unendlich großen Kontinent gab es zwei Städte der Meister, jede etwa an einem Ende. Wenn die Kontrolle nachließ, je weiter man sich von einer Stadt entfernte, konnte es dann nicht in der Mitte, zwischen beiden Städten, einen Landstrich geben, wo es überhaupt keine Kontrolle gab und wo die Menschen ungeweiht, also frei waren? (Wir erfuhren später, daß sich die Kontrollkreise überschneiden und daß die Teile, die nicht einbezogen waren, im Süden aus Ozean und im Norden aus einer unendlichen Eiswüste und unwirtlichem Land bestanden. Weite Landstriche im Süden hatten sie völlig verwüstet.)

Unsere Aufgabe wurde nicht etwa leichter, je weniger die Menschen mit den Tripoden vertraut waren, wie man glauben konnte. Eher das Gegenteil war der Fall. Durch ihr seltenes Auftauchen schienen sie sogar eine noch tiefere Verehrung hervorzurufen. Wir erreichten eine schmale Landzunge, an deren einem Ende die Ruinen einer alten Stadt lagen (sie war kaum überwachsen, sah aber wesentlich älter aus als Städte, die wir bisher gesehen hatten.) Über diese Landzunge kamen wir in ein Land, in dem große Halbkugeln aus Holz auf drei Stelzen aufgestellt waren. Stufen führten hinauf, und die Menschen beteten in den Kugeln. Man hielt lange Gottesdienste ab, bei denen sich Gesänge mit Klagen abwechselten. Auf jeder dieser Halbkugeln stand ein Modell der Tripoden aus Gold. Es war nicht etwa angemalt, sondern es bestand aus reinem Metall. Doch wir waren hartnäckig und fanden auch hier einige Gefolgsleute. Wir waren inzwischen immer erfahrener und geschickter geworden.

Wir begegneten natürlich vielen Schwierigkeiten. Obwohl wir nach Süden, in sonnigere und wärmere Länder gezogen waren, wurde es nachts, besonders in größeren Höhen, bitterkalt. Dann drängten wir uns eng an unsere Pferde, damit uns das Blut in den Adern nicht gefror. Wir erlebten auch lange, brütend heiße Tage in wüstenähnlichen Gebieten, in denen wir ängstlich nach Wasser Ausschau hielten. Das war besonders für unsere Pferde wichtig. Wir waren völlig auf sie angewiesen, und es war ein schwerer Schlag, als das Pferd von Fritz krank wurde und zwei Tage später starb. Selbstsüchtig genug freute ich mich, daß es nicht Crest, mein eigenes Pferd war, das zugrunde ging. Fritz ließ es sich nicht anmerken, ob er ähnlich für sein Pferd fühlte. Er beschäftigte sich mehr mit den Schwierigkeiten, die vor uns lagen. Wir befanden uns zudem in einer harten Gegend am Rand einer großen Wüste, weit von der nächsten menschlichen Siedlung entfernt. Wir packten soviel von unseren Waren wie möglich

auf Crest und wanderten jetzt zu Fuß weiter auf das nächste Dorf zu. Wir sahen große, häßliche Vögel vom Himmel niederschweben, an dem sie lautlos ihre Kreise gezogen hatten. Sie würden das Fleisch von den Knochen des toten Pferdes reißen, und in einer Stunde würde das Gerippe blank sein. Dies war früh am Morgen gewesen. Wir marschierten den ganzen Tag und den nächsten Vormittag, ehe wir ein paar ärmliche Steinhütten fanden, die sich um eine kleine Oase drängten. Wir konnten dort keinen Ersatz für das tote Pferd finden und gingen weiter. Nach drei Tagen kamen wir zu einem Ort, der als Stadt bezeichnet wurde, aber nicht größer war als mein Heimatdorf Wherton. Hier gab es Tiere, und wir hatten genug Geld gesammelt, um eines zu kaufen. Die Schwierigkeit bestand nun darin, daß in diesen Gegenden Pferde nicht als Lasttiere gebräuchlich waren. Sie waren feurige Rosse von hochgestellten Personen. Wir hätten es uns nicht leisten Können, eines zu kaufen, und wir hätten die Leute schwer beleidigt, hätten wir ein solches Pferd Säcke schleppen lassen.

Sie besaßen Tiere, die ich nie vorher gesehen hatte und von deren Existenz ich nichts gewußt hatte. Diese Tiere hatten zottelige, hellbraune Felle, waren größer als Pferde und besaßen auf dem Rücken einen großen Buckel. Man erzählte uns, daß die Tiere dort einen Wasservorrat hätten und ohne zu saufen tagelang, sogar eine Woche, leben konnten. Anstelle von Hufen hatten sie gespaltene Füße mit Zehen. Der Kopf saß auf einem langen Hals und war ungewöhnlich häßlich, mit dicken losen Lippen, riesigen gelben Zähnen, und, wenn ich so sagen darf, mit faulig riechendem Atem. Die Tiere sahen merkwürdig und plump aus, konnten aber überraschend schnell laufen und unglaublich große Lasten tragen. Fritz und ich hatten wegen der Tiere eine kleine Auseinandersetzung. Ich war dafür, eins zu kaufen, er dagegen. Ich spürte wieder die gleiche Hilflosigkeit, die mich immer packte, wenn wir verschiedener Meinung waren. Der leidenschaftliche Vortrag meiner Argumente stieß auf seinen ruhigen, unnachgiebigen Widerstand. Das machte mich wütend, meiner Wut begegnete er mit noch größerer Hartnäckigkeit, und so ging das weiter. Als ich die Vorzüge dieser Tiere aufzählte, antwortete er mit dem einfachen Hinweis, daß wir schon fast unseren Zielpunkt erreicht hätten und in einem weiten Bogen zu den Höhlen des Hauptquartiers zurückkehren würden. So nützlich diese Tiere hier auch sein mochten, in Gegenden, wo man sie nicht kannte, würden sie sehr merkwürdig wirken, und wir durften auf keinen Fall unnötiges Aufsehen erregen. Es könnte sein, meinte Fritz, daß solch ein Tier, das an das heiße Klima gewöhnt war, in nördlicheren Ländern leicht krank werden und sterben konnte.

Natürlich hatte er recht, aber wir stritten zwei Tage lang, bevor ich es zugab. Und vor mir selbst gab ich schließlich zu, daß mich besonders auch das Seltsame dieser Tiere angezogen hatte. Ich hatte mich schon auf dem schwankenden Rücken eines dieser merkwürdigen Tiere durch fremde Städte reiten sehen. Die Menschen würden in Scharen herbeilaufen und uns anstarren. Für einen Moment hatte ich den armen Crest ganz vergessen. Mit dem Geld, das wir besaßen, konnten wir zwei Esel kaufen. Sie waren klein, aber zäh und gutmütig. Wir luden ihnen unser ganzes Gepäck auf. Wir besaßen dann noch genug, um auch die Spezialitäten dieser Gegend kaufen zu können: Datteln, verschiedenartige Gewürze, Seide und fein gewebte Teppiche. Dies alles verkauften wir später wieder mit gutem Gewinn. Zum Kaufen, Verkaufen und Handeln reichte die Zeichensprache, aber man mußte Worte haben, wenn man über Freiheit und die Notwendigkeit, sie zu erkämpfen, sprechen wollte. Außerdem war der Kult der Tripoden hier wesentlich stärker als anderswo. Überall standen die Halbkugeln. Bei den größeren war unter dem Modell des Dreibeiners sogar eine Plattform eingebaut, von der ein Priester dreimal am Tag feierlich zum Gebet rief, bei Sonnenaufgang, mittags und bei Sonnenuntergang. Auch wir beugten unsere Köpfe und murmelten Gebete wie die anderen. Endlich erreichten wir den Fluß, der auf unserer Karte eingezeichnet war. Er war breit, hatte warmes Wasser und wand sich gemächlich in vielen Kurven durch ein grünes Tal. Wir machten uns auf den Weg zurück. Der Rückweg folgte einer anderen Strecke. Wir zogen durch eine Gebirgskette und erreichten bald das Ostufer des Meeres, das wir von der Ruinenstadt auf der Landbrücke aus schon einmal gesehen hatten. Wir folgten dem Ufer nach Norden und später nach Westen, kamen ziemlich rasch voran und überzeugten eine Anzahl junger Menschen von unserer Sache. Die Leute sprachen hier russisch, und wir hatten auch eine Einführung in diese Sprache bekommen. Wir marschierten nach Norden, und der Sommer eilte uns voraus. Das Land war von Blumen bedeckt, und ich erinnere mich, daß wir einmal den ganzen Tag lang im betäubenden Duft von Orangen ritten, die an den Zweigen der Bäume in riesigen Plantagen reiften. Unser Zeitplan war so berechnet, daß wir noch vor Winterbeginn zurück sein konnten. Aber wir mußten uns sehr beeilen, um unseren Plan einzuhalten.

Auf dem Rückweg kamen wir natürlich nicht nur unserem Hauptquartier, sondern auch der Stadt der Meister immer näher. Ab und zu sahen wir Dreibeiner, die am Horizont entlangstelzten. Doch kein Tripode kam wirklich nahe, und dafür waren wir eigentlich dankbar. Das heißt, bis zum Tag der Jagd kam keiner näher.

Wir hatten erlebt, daß die Meister die Geweihten überall anders behandelten. Ich weiß nicht, ob ihnen die Vielfalt des menschlichen Lebens Vergnügen bereitete. Sie selbst waren wenigstens von Anfang an eine einzige Rasse gewesen, und die Vorstellungen nationaler Besonderheiten und vieler Sprachen sowie der Gedanke des Krieges, der vor ihrem Auftauchen der Fluch der Menschheit gewesen war, waren ihnen vollkommen fremd. Auf jeden Fall förderten sie - obwohl sie den Krieg verboten hatten - alle möglichen gesellschaftlichen Formen und hielten sich sogar selbst an regional unterschiedliche Sitten. So folgten sie bei den Feiern der Weihe bestimmten rituellen

Vorschriften, wie es ihre Sklaven taten. Sie erschienen zu einer festgesetzten Zeit, stießen einen für die Weihe vorgeschriebenen dumpf rollenden Ton aus und vollführten festgelegte Bewegungen. Während des Turniers in Frankreich und auch während der Wettkämpfe in Deutschland standen sie die ganze Zeit geduldig wartend dabei, obwohl ihr einziges Interesse nur den Sklaven galt, die sie am Ende bekommen würden. Vielleicht fanden sie solche Besonderheiten der Menschen ganz lustig, es kann aber auch so gewesen sein, daß sie auf diese Weise ihre Rolle als Götter spielten. Jedenfalls stießen wir, nur wenige hundert Kilometer vor dem Ende unserer Reise, auf eine seltsame und schreckliche Demonstration.

Viele Tage lang waren wir dem Lauf eines großen Flusses gefolgt, auf dem viel Verkehr herrschte. Als wir auf die Ruinen einer alten Stadt stießen, schlugen wir einen Bogen in das hügelige Land hinein, um die Ruinen zu umgehen. Das Land war bebaut, und der größte Teil war mit Weinstöcken bepflanzt, die Trauben hatte man schon geerntet. Die Gegend war dicht besiedelt, und wir übernachteten in einem Dorf, von dem aus man die Ruinen und den Fluß überblicken konnte. Auf der anderen Seite lag im schwächer werdenden Licht des Herbstabends eine große Ebene. Das Dorf brodelte vor Aufregung, und Besucher aus Entfernungen bis zu hundert Kilometer im Umkreis drängten sich hier voller Erwartung der Ereignisse des nächsten Tages. Als unwissende Händler wurden wir neugierig, und man beantwortete Fragen bereitwillig. Was wir erfuhren, war erschreckend. Der Tag wurde verschieden genannt. Einige bezeichneten ihn als Tag der Jagd, andere als Tag der Exekution. In meinem Heimatland, England, wurden Mörder aufgehängt. Das war eine brutale und abstoßende Sache, man hielt sie für nötig, um die Unschuldigen zu schützen. Man vollstreckte ein Todesurteil so rasch und human, wie so etwas überhaupt getan werden konnte. In diesem Land hier sperrte man die Mörderin Gefängnisse und hielt sie dort bis zu einem bestimmten Tag im Herbst gefangen, an dem die Trauben geerntet, ausgepreßt und der erste Wein fertig war. Dann erschien ein Tripode, und die Verurteilten wurden nacheinander freigelassen. Der Tripode jagte sie einzeln, während die Dorfbewohner zuschauten, Wein tranken und die erfolgreiche Jagd bejubelten. Am nächsten Tag sollten vier Menschen gejagt und getötet werden. Es war eine größere Zahl, als man seit Jahren gehabt hatte, und entsprechend aufgeregt erwartete man den Tag. Der neue Wein würde morgen zum erstenmal ausgeschenkt werden, aber noch gab es genug alten, und viele Menschen betranken sich, als sie ihren Durst löschten und ihre erwartungsvolle Ungeduld dämpften. Bei dem Anblick wurde mir fast schlecht, und ich sagte zu Fritz: "Wir können ja bei Tagesanbruch weiterreiten. Wir müssen nicht hierbleiben und zusehen, was passiert." Er blickte mich ruhig an: "Doch, Will, wir müssen." "Sollen wir zusehen, daß ein Mann - mir ist es gleich, was für ein Verbrechen er begangen hat - hinausgeschickt wird, damit ein Dreibeiner ihn wie einen Hasen jagen kann? Seine Mitmenschen sehen dann noch zu und schließen Wetten ab, wie lange er sich halten wird." Ich war wütend und zeigte es auch: "Das nenne ich nicht Unterhaltung." "Ich auch nicht, aber alles, was mit den Dreibeinern zusammenhängt, ist wichtig. Es ist genauso wie damals, als wir zusammen in der Stadt der Meister waren. Wir durften nichts übersehen." "Du kannst ja hierbleiben. Ich reite zum nächsten Stützpunkt weiter und warte dort auf dich." "Nein", sagte er fest. "Uns ist aufgetragen worden, zusammen zu arbeiten. Außerdem, Max kann auf dem Weg ins nächste Dorf in ein Loch treten, mich abwerfen und mir das Genick brechen." Max und Moritz waren die Namen, die wir unseren beiden Eseln nach einer Geschichte gegeben hatten, die man in Deutschland Kindern erzählt. Wir mußten beide bei dem Gedanken lächeln, daß der so sichere Max einen falschen Tritt tun könnte. Aber ich merkte, daß an dem, was Fritz sagte, etwas dran war. Ein Teil unserer Aufgaben bestand darin, Erfahrungen zu sammeln, und wir durften durch das Unangenehme der Situation nicht dazu gebracht werden, auszuweichen. "Du hast recht", sagte ich. "Aber wir brechen auf, sobald das hier vorbei ist. Ich möchte nicht länger bleiben als unbedingt nötig." Er schaute sich in dem Gasthaus um, in dem wir saßen. Einige Männer waren betrunken, sangen und schmetterten ihre Gläser so hart auf die hölzernen Tische, daß sie den Wein verschütteten. Fritz nickte: "Ich auch nicht."

Der Tripode kam in der Nacht. Am Morgen stand er wie ein riesiger Wachtposten im Feld vor dem Dorf, still und bewegungslos, wie die anderen beim Turnier von Tour Rouge oder bei den Wettkämpfen. Es war ein Festtag. Fahnen hingen vor den Häusern, Girlanden waren über die engen Straßen gespannt und Straßenhändler waren schon früh unterwegs und verkauften warme Würstchen, Süßigkeiten, mit Hackfleisch und mit Zwiebeln belegte Brote, Bänder und Trinkbecher. Ich sah mir den Bauchladen eines Mannes an. Er hatte ein Dutzend oder mehr kleine hölzerne Dreibeiner, und jeder hielt in seinen Fühlern die winzige, schreckerstarrte Figur eines Mannes. Der Händler war ein fröhlicher, rotwangiger Mann, und ich sah, wie ein ebenfalls freundlich und wohlhabend aussehender Bauer mit einem buschigen, weißen Bart zwei dieser Figuren für seine Enkelkinder kaufte. Es waren Zwillinge, ein flachsblonder Junge und ein Mädchen mit Zöpfen, etwa sieben oder acht Jahre alt.

Jedermann wollte einen guten Platz ergattern. Ich hatte nicht vor, mich anzustrengen, um das abstoßende Schauspiel besser sehen zu können. Aber Fritz hatte alles schon geregelt. Viele Dorfbewohner, deren Fenster zum großen Feld hinausgingen, vermieteten Fensterplätze an Fremde, und Fritz hatte uns zwei reserviert. Die Miete war sehr hoch, aber Wein und Würstchen und die Benutzung von Ferngläsern waren im Preis inbegriffen. Ich hatte schon ein Schaufenster voller Ferngläser gesehen und angenommen, daß dieses Dorf sich auf die Herstellung dieser Dinge spezialisiert hatte. Ich war etwas verwundert gewesen. Jetzt verstand ich alles. Wir sahen über die Köpfe einer

großen Menschenmenge hinweg, und die Sonne blitzte in den vielen Linsen der Ferngläser. Ganz in der Nähe führte eine Straße steil nach unten, und dort hatte ein Mann ein Teleskop auf einem Stativ aufgebaut und rief: "Starke Vergrößerung! Sie sind unmittelbar dabei. Fünfzig Groschen für zehn Sekunden. Zehn Schilling für den Augenblick des Tötens. Sie sehen alles so deutlich, als fände die Jagd auf der anderen Seite der Straße statt!" Die Aufregung der Menge wuchs immer mehr. Auf erhöhten Podesten standen Männer und nahmen Wetten entgegen. Es wurde gewettet, wie lange die Jagd wohl dauern und wie weit der Mann wohl kommen könnte. Zunächst erschien mir das absurd, denn ich sah keine Möglichkeit, wie der Flüchtende überhaupt eine gewisse Strecke zurücklegen konnte. Aber dann erklärte uns einer der Leute im Raum den genauen Ablauf der Jagd. Der Mann wurde nicht zu Fuß losgeschickt, sondern bekam ein Pferd. Natürlich war ein Tripode wesentlich schneller als ein Pferd, aber ein Reiter, der alle Unebenheiten des Bodens ausnutzte, konnte sich bis zu fünfzehn Minuten halten. Ich fragte, ob schon einer ganz entkommen sei. Mein Nachbar schüttelte den Kopf. Theoretisch war das möglich. Es gab die Regel, daß der Fluß die Grenze bildete. Darüber hinaus durfte der Dreibeiner sein Opfer nicht verfolgen. Doch in all den Jahren, in denen die Jagd abgehalten wurde, war es noch nicht einmal geschehen. Plötzlich wurde die Menge still. Ich sah, wie ein gesattelttes Pferd auf das Feld geführt wurde, über dem der Tripode bewegungslos stand. Männer in grauen Uniformen brachten einen Menschen herbei, der ganz in Weiß gekleidet war. Ich blickte durch das Fernglas und sah, daß er ein großer, starkgebauter Mann von etwa dreißig Jahren war, der verloren und verängstigt aussah. Man half ihm auf das Pferd, und dann saß er dort oben, und die Uniformierten hielten auf beiden Seiten die Steigbügel. Die erwartungsvolle Stille vertiefte sich. Unnatürlich laut schlug die Kirchturmuhren neunmal. Beim letzten Ton traten die Männer zurück und gaben dem Pferd einen Klaps. Das Pferd sprang nach vorn, und die Menge stieß einen Schrei aus, in dem sich Wiedererkennen und Aufregung spiegelten. Er ritt den Abhang hinab, auf den fernen Silberfaden des Flusses zu. Er hatte wohl schon einen halben Kilometer zurückgelegt, ehe der Dreibeiner sich bewegte. Ein riesiger Metallfuß löste sich vom Boden, schwang durch die Luft, von einem zweiten gefolgt. Der Dreibeiner beeilte sich nicht besonders. Ich dachte an den Mann auf dem Pferd, begann seine Angst zu spüren und bekam einen bitteren Geschmack in den Mund. Ich wandte mich ab und beobachtete die Gesichter um mich herum. Fritz stand völlig bewegungslos, aber er sah aufmerksam zu. Die anderen stießen mich ab, ihre lüsterne Aufmerksamkeit schien mir fast schlimmer als das, was draußen geschah. Das Schauspiel dauerte nicht lange. Der Dreibeiner holte den Flüchtenden ein, als er über den braunen, deckungslosen Abhang eines Weinberges ritt. Ein Fühler schwang nach unten und ergriff den Reiter mit einer Genauigkeit und Sicherheit, als ob ein geübtes Mädchen einen Faden in eine Nadel einfädelt. Die Zuschauer stießen wieder einen Schrei aus. Der Fühler hielt den Mann wie eine zappelnde Puppe. Und dann fuhr ein zweiter Fühler herunter und ...

Mein Magen hob sich. Ich taumelte auf die Füße und rannte aus dem Zimmer.

Als ich zurückkam, hatte sich die Atmosphäre geändert. Die fiebrige Spannung hatte einer gewissen Gelöstheit Platz gemacht. Man trank Wein und redete über die Jagd. Die Zuschauer fanden, daß sich der Reiter schlecht gehalten hatte. Ein älterer Mann, der Diener eines Grafen, der einen Herrnsitz in der Nähe bewohnte, hatte bei der Wette auf ihn gesetzt und verloren. Nun war er darüber böse. Als ich hereinkam, wurde mein Erscheinen mit spöttischen Bemerkungen und Gelächter quittiert. Die Leute meinten, ich sei ein Fremder mit schwachem Magen, und sie drängten mich, einen Liter Wein zu trinken, um meine Nerven zu beruhigen. Draußen, in der Menge, konnte man die gleiche Art der Entspannung, ja fast der Erleichterung beobachten. Die Wetten wurden ausgezahlt, und die Händler machten mit Süßigkeiten und heißen Pasteten ein gutes Geschäft. Ich merkte erst jetzt, daß der Dreibeiner zu seinem ursprünglichen Platz zurückgekehrt war.

Langsam, je näher die volle Stunde heranrückte, stieg die Spannung. Um zehn Uhr wiederholte sich die gleiche Zeremonie, die Aufregung erreichte ihren Höhepunkt, und der gleiche Freudenschrei ertönte, als die Jagd begann. Das zweite Opfer lieferte der Menge einen besseren Kampf. Der Flüchtende ritt gut und schnell und entging zuerst den Fühlern, weil er im Schutz der Bäume blieb. Als er endlich aus der Deckung hervorbrach, hätte ich ihm am liebsten zugerufen, er solle bleiben, wo er war. Aber es hätte nichts geholfen, und er wußte das. Der Tripode hätte mit Leichtigkeit die Bäume um ihn herum ausreißen können. Er versuchte, zum Fluß hin durchzubrechen, und ich sah, daß einige hundert Meter vor ihm ein zweites Wäldchen begann. Aber ehe er es erreichte, schwang der Fühler herunter. Diesem ersten Angriff entging er, weil er das Pferd genau im richtigen Moment herauswarf. Der Metallfühler zischte vorbei und schlug neben ihm dumpf auf den Boden. Doch der zweite Angriff des Dreibeiners war besser gezielt.

Der Reiter wurde vom Pferd gehoben und dann, wie der erste, in der Luft zerrissen. In der plötzlichen Stille waren seine Entsetzensschreie ganz schwach bis zu uns zu hören. Nach diesem Ende kam ich nicht mehr zurück. Ich konnte es einfach nicht mehr ertragen, auch' wenn ich die Pflicht gehabt hätte auszuharren. Fritz hielt bis zum bitteren Ende durch, aber er sah grimmig aus, als ich ihn später traf, und er war noch schweigsamer als sonst.

Ein paar Wochen später erreichten wir unsere Höhlen. Ihre düsteren Tiefen waren auf eine merkwürdige Weise anziehend. Sie erschienen uns wie ein sicherer Schutz vor der Welt, durch die wir nun fast ein Jahr lang gezogen

waren. Diese Felswände umgaben uns, und die Lampen flimmerten gemütlich. Noch angenehmer war es, nicht mehr dauernd mit den Geweihten umgehen und vor ihnen auf der Hut sein zu müssen. Endlich konnten wir wieder frei mit freien Menschen sprechen.

Drei Tage ruhten wir aus und mußten nur die allgemeinen Arbeiten tun wie die anderen auch. Dann bekamen wir von dem Befehlshaber der Höhlen, einem Deutschen namens Otto, unsere neuen Anweisungen. In zwei Tagen mußten wir an einem Ort Bericht erstatten, der nur durch einen Punkt auf der Landkarte gekennzeichnet war. Auch Otto wußte nicht, warum das so war.

Der grüne Reiter auf dem grünen Pferd

Zwei Tage lang ritten wir ununterbrochen, bevor wir den bezeichneten Ort erreichten. Man merkte, daß der Winter bald da sein würde, die Tage wurden kürzer, und unbeständiges und kaltes Wetter, das aus dem Westen kam, löste die lange Zeit des warmen Altweibersommers ab. Einen ganzen Vormittag ritten wir durch erste Schneefälle und immer wieder durch prasselnden Regen. In der ersten Nacht schliefen wir in einem kleinen Gasthof. Als sich der zweite Tag dem Ende zuneigte, befanden wir uns in einer kargen Gegend, Schafe rupften zwar an dem kümmerlichen Gras, aber von einem Schäfer war keine Spur zu sehen.

Wir wußten, daß wir dicht vor unserem Ziel sein mußten. Oben auf einem kleinen Hügel zügelten wir unsere Pferde und blickten auf eine lange Küstenlinie hinunter. Klatschend brach sich das Wasser an schroffen Felswänden. Alles war öde und verlassen, wie das Land auch. Nur weit im Norden, durch die Entfernung fast nicht mehr zu sehen, zeigte so etwas wie ein riesiger Finger in den Himmel. Ich beriet mich mit Fritz, er nickte, und wir ritten darauf zu. Als wir näher kamen, sahen wir, daß es die Ruine einer alten Burg war, die auf einem vorgeschobenen Fels stand. Erst ganz aus der Nähe konnte man sehen, daß dicht unterhalb der Burgruine ein kleiner Hafen gewesen sein mußte, der jetzt von einer Reihe kleinerer Ruinen umgeben war. Wahrscheinlich waren das früher Fischerhütten gewesen. Das Dorf war verlassen. Wir konnten keine Spur von Leben entdecken, weder am Hafen noch auf der Burg, die sich streng und schwarz vom helleren Himmel abhob. Eine früher einmal mit Kopfstein gepflasterte Straße führte zum Burgtor hinauf, in dem noch die zerbrochenen Reste eines hölzernen, mit Eisen beschlagenen Torflügels hingen. Wir ritten hindurch und kamen in den Burghof.

Er lag öde da und war ohne Leben wie alles, was wir bisher gesehen hatten. Trotzdem saßen wir ab und banden unsere Pferde an eiserne Ringe, die vielleicht schon vor tausend und mehr Jahren auf die gleiche Art benutzt worden waren. Selbst wenn wir uns beim Kartenlesen geirrt haben sollten, die weitere Suche nach dem Stützpunkt unserer Leute mußten wir bis zum nächsten Tag verschieben. Es schien mir unvorstellbar, daß wir uns verirrt haben sollten. Hinter einer Schießscharte sah ich plötzlich ein Licht aufblitzen; ich zupfte Fritz am Ärmel und zeigte in die Richtung. Das Licht verschwand und tauchte etwas weiter unten an der Mauer wieder auf. Ich konnte gerade noch erkennen, daß es dort eine Tür in der Mauer gab und daß sich das Licht darauf zu bewegte. Wir selbst gingen vorsichtig darauf zu. Wir erreichten sie, als eine Gestalt, die eine Lampe trug, um die Ecke des Ganges hinter der Mauer bog. Die Gestalt hob die Lampe höher, leuchtete uns ins Gesicht und sagte: »Ihr seid etwas spät dran. Für heute hatten wir euch schon aufgegeben.« Ich lachte auf und ging auf ihn zu. Sein Gesicht konnte ich noch immer nicht sehen, aber die Stimme konnte nur einem gehören: Bohnenstange.

Einige Räume der Burg (es waren meistens diejenigen, deren Fenster zum Meer hinausgingen) und einen Teil des Kerkers hatte man renoviert und bewohnbar gemacht. Wir bekamen ein warmes Abendessen, das aus einem guten Eintopf, herrlichem frischen Brot und französischem Käse bestand. Ich war vor allem von dem Käse begeistert. Er war rund, hatte außen eine mehlig-weiße Kruste, und innen war er von einem cremigen Gelb, der Geschmack war würzig. Ich war so richtig zufrieden. Man richtete uns ein heißes Bad, und dann wurden wir in ein freies Zimmer geführt, in dem zwei Betten bereitstanden.

Von dem Grollen und Rauschen der Brandung eingelullt, die sich an der felsigen Küste brach, schliefen wir tief und fest und wachten erfrischt auf. Beim Frühstück trafen wir auch die anderen, die außer Bohnenstange diese alte Burg bewohnten. Ich erkannte zwei oder drei Männer wieder. Sie gehörten zu der Gruppe derjenigen, die die Fertigkeiten der Vorfahren wieder erlernen sollten. Als wir aßen, trat noch ein alter Bekannter in den Raum. Julius humpelte durch das Zimmer und kam lächelnd auf uns zu. »Fritz und Will, seid willkommen! Es ist schön, daß ihr wieder bei uns seid.«

Wir hatten schon versucht, Bohnenstange auszufragen, aber er hatte uns nur ausweichende Antworten gegeben. Wir würden alles am Morgen erfahren, war seine Antwort gewesen. Nach dem Frühstück gingen wir mit Julius, Bohnenstange und einem halben Dutzend anderer in einen großen Raum im Erdgeschoß. Ein hohes Fenster, das verglast und mit einem Holzrahmen versehen war, ging aufs Meer hinaus, und in einem riesigen Kamin brannte und knisterte ein großes Feuer. Wir setzten uns in lockerer Reihe auf die Bank hinter den langen, grob zugehauenen

Holztisch. Julius begann zu sprechen.

»Zuerst will ich die Neugier von Will und Fritz befriedigen«, sagte er. »Die anderen müssen mit mir auf euren Bericht solange warten.« Er blickte uns an. »Dies ist einer von mehreren Orten, an denen Forschung betrieben wird, die uns hoffentlich Möglichkeiten eröffnet, die Meister zu besiegen. Wir haben schon verschiedene Ideen verfolgt, manche sind sogar genial. Aber sie haben alle ihre Nachteile, und der Hauptnachteil ist der, daß wir trotz eures Berichts noch zu wenig über unsere Feinde wissen.«

Er machte eine kurze Pause. »Im letzten Sommer haben wir ein zweites Trio zu den Wettkämpfen nach Norden geschickt. Nur einer hat es geschafft, in seiner Disziplin zu siegen und in die Stadt zu kommen. Seitdem haben wir nichts mehr von ihm gehört. Vielleicht kann er sich noch retten - ich hoffe, er schafft es -, aber wir dürfen nicht allzu fest damit rechnen. Wie es ihm auch ergehen mag, es erscheint uns zweifelhaft, ob er uns die Information geben kann, die wir brauchen. Wir sind übereingekommen, daß wir einen der Meister fangen müssen, am besten lebend, damit wir ihn genau untersuchen können.«

Wahrscheinlich drückte mein Gesicht meine Skepsis aus. Man hatte mir schon früher oft genug gesagt, daß es meine Empfindungen viel zu deutlich verrät. Jedenfalls sagte Julius: »Ja, Will, man muß zunächst annehmen, daß dies ein unerfüllbarer Wunsch ist. Aber gerade deshalb haben wir euch herkommen lassen. Ihr müßt uns helfen. Ihr habt das Innere eines Dreibeiners gesehen, als ihr in die Stadt gebracht wurdet. Natürlich habt ihr uns das alles beschrieben, aber wenn wir einen Meister fangen wollen, dann müssen wir ihn aus seinem stählernen Fahrzeug herausholen, in dem er über unser Land stampft. Dafür brauchen wir jede geringste Einzelheit, an die ihr euch erinnern könnt. Vielleicht läßt sich damit etwas anfangen.«

Fritz sagte: »Wie wollen wir einen Meister lebend fangen? Wie sollen wir das anstellen? Wenn er erst einmal aus dem Dreibeiner herausgeholt ist, würde er innerhalb von Sekunden ersticken.«

»Ein wichtiger Gesichtspunkt«, antwortete Julius. »Aber dieses Problem haben wir bereits gelöst. Ihr habt Luftproben aus der Stadt mitgebracht, und wir haben inzwischen einen Weg gefunden, wie man die grüne Luft, in der sie leben können, künstlich herstellen kann. Außerdem haben wir hier in der Burg einen Raum so präpariert, daß er luftdicht abgeschlossen ist. Wir können nur durch eine Luftschleuse hinein oder hinaus.« Fritz war noch nicht zufrieden. »Gut, aber wenn wir es schaffen, einen Dreibeiner hierher zu locken und zu zerstören, werden die anderen sicher nach ihm suchen. Sie können unseren Schlupfwinkel vernichten.«

»Wir haben auch eine große Kiste - groß genug für einen von ihnen -, die wir versiegeln können. Wenn wir den Meister weiter oben an der Küste fangen, dann können wir leicht die Kiste per Schiff hierher bringen.«

»Und wie soll der Angriff durchgeführt werden?« fragte ich. »Ich glaube nicht, daß das so leicht ist.«

»Nein«, gab Julius zu, »einfach wird es sicher nicht werden. Aber wir haben sie genau beobachtet. Sie sind Wesen, die die Routine lieben. Normalerweise folgen sie ganz bestimmten Routen. Wir haben eine ganze Reihe davon in Landkarten eingetragen und einen Zeitplan aufgestellt. Ungefähr siebenzig Kilometer weiter im Norden gibt es eine Stelle, an der ein Tripode alle neun Tage einmal vorbeistampft. Er marschiert über rauhes Land an der Küste entlang. Zwischen dem einen Routinegang und dem nächsten haben wir also neun Tage Zeit, in denen wir ein Loch graben und es mit Zweigen und Erde tarnen können. Wir werden auf diese Weise sicher einen Dreibeiner zu Fall bringen, aber das Problem wird sein, wie man einen Meister aus der Halbkugel herausbekommen soll, ihn in die Kiste zu stecken und zum naheliegenden Boot zu transportieren, dürfte dann nicht so schwierig sein. Nach dem, was Fritz uns gesagt hat, atmen die Meister wesentlich langsamer als wir. Deshalb wird er wohl nicht ersticken, bis wir ihm eine Atemmaske übergestülpt haben.« Fritz hatte noch einen Einwand: »Aber sie können durch unsichtbare Strahlen miteinander und mit ihrer Stadt in Verbindung treten.« Julius lächelte: »Auch das können wir verhindern. Erzählt uns nun etwas über das Innere der Tripoden. Vor euch liegen Bleistift und Papier. Macht Skizzen von dem Raum, den ihr kennt. Die Zeichnungen werden euer Gedächtnis auffrischen.« Wir blieben noch eine Woche in der alten Burg und brachen erst dann nach Norden auf. In dieser Zeit erfuhr ich von Bohnenstange und den anderen, welche großen Fortschritte sie im letzten Jahr beim Erlernen der Geheimnisse unserer Vorfahren gemacht hatten. Von größter Hilfe war eine Expedition in eine der großen zerstörten Städte gewesen. Man hatte dort nämlich eine Bibliothek gefunden, die in Tausenden von Bänden die Erkenntnisse unserer Vorfahren zusammenfaßte. Durch diese Bücher bekam die Forschungsgruppe Zugang zu einer ganz neuen Welt. Bohnenstange sagte mir, daß es nun wieder möglich sei, die Birnen herzustellen, die durch die geheimnisvolle Energie Elektrizität viel heller und ohne Flackern leuchten konnten als die Öllampen und Kerzen, die wir benutzten. Man konnte durch eine bestimmte Anordnung von Drähten mit Hilfe von Strom Wärme erzeugen. Man konnte auch einen Wagen bauen, der nicht mehr von Pferden gezogen, sondern von einer kleinen Maschine im Innern angetrieben wurde. Ich sah Bohnenstange verwundert an, als er das sagte. »Dann könnte man die ›Schmand-Bahn‹ wieder in Gang setzen?« »Das ist sogar recht einfach. Wir wissen, wie man Metall bearbeitet, und wir können auch den künstlichen Stein herstellen, den unsere Vorfahren Beton nannten. Damit können wir riesige Gebäude errichten, die großen Städte praktisch neu erschaffen. Wir können auch wie die Meister mit Hilfe unsichtbarer Strahlen Nachrichten übermitteln, ja wir können sogar Fernsehbilder über weite Entfernungen durch die Luft senden. Doch wir konzentrieren uns auf die Dinge, die unmittelbar dazu dienen,

unsere Feinde zu besiegen. So haben wir in einem unserer Laboratorien zum Beispiel ein Gerät entwickelt, mit dem man Metall durch große Hitze aufschneiden kann. Du wirst sie am Überfallort sehen.«

Laboratorien - wenn ich nur gewußt hätte, was das schon wieder hieß. Ich war ganz verwirrt von dem, was er mir erzählt hatte. Wir hatten beide während der Zeit, in der wir uns nicht mehr gesehen hatten, viel gelernt, aber sein Wissen war wesentlich größer und geheimnisvoller als meines. Er wirkte auch viel älter. Die etwas lächerliche Linsenkonstruktion, die er getragen hatte, als wir ihn zum erstenmal in der verräucherten französischen Fischerkneipe sahen, war jetzt durch eine schöne Brille ersetzt worden, die fest auf dem Rücken seiner langen Nase auflag und ihm eine gewisse Reife und Autorität verlieh. Er war nicht der einzige, der eine solche Brille besaß. Auch einige andere Wissenschaftler trugen sie. Wissenschaftler, Laboratorien, Brillen - das waren alles Worte, die außerhalb meines Verständnisses lagen. Er mußte gemerkt haben, wie verloren ich mir vorkam. Er begann, mich nach meinen Erlebnissen auszufragen, und ich erzählte ihm alles. Er hörte so aufmerksam zu, als wären meine Reiseerfahrungen so interessant und wichtig wie die phantastischen Kenntnisse, die er inzwischen erworben hatte. Ich fand es nett von ihm.

Nicht weit von dem Ort des geplanten Überfalls entfernt schlugen wir in einigen Höhlen unser Lager auf. Das Boot, das wir benutzen wollten, war ein zwölf Meter langes Fischerboot. Es lag ganz in der Nähe und hatte Netze aufgeworfen, um einen möglichst unverdächtigen Eindruck zu erwecken. (Es gingen auch tatsächlich eine ganze Menge Fische ins Netz. Meistens waren es Makrelen. Ein Teil diente uns zur Verpflegung, die anderen wurden ins Meer zurückgeworfen.)

An einem bestimmten Morgen blieben wir alle in unserem Versteck, und nur zwei von uns kletterten etwas höher hinauf, versteckten sich hinter einem Felsbrocken und beobachteten, wie der Tripode vorbeimarschierte. Diejenigen, die in der Höhle geblieben waren, konnten ihn hören. Er stieß einen heulenden auf- und abschwirrenden Ruf aus, dessen Bedeutung wir

nicht kannten. Als der Ton in der Ferne verklang, sagte Julius: »Ganz pünktlich! Auf die Minute. Jetzt geht an die Arbeit.« Wir arbeiteten schwer, um die Fallgrube auszuheben. Neun Tage waren nicht viel Zeit, wenn man in dieser Frist ein so tiefes Loch graben mußte, daß ein Ungeheuer mit fünfzehn Meter langen Beinen hineinfallen konnte. Außerdem mußten wir leichte Stützbalken einziehen, die die Tarnung tragen sollten. Als Bohnenstange beim Graben eine Pause einlegte, sprach er seufzend von einer Maschine, die früher Bagger genannt worden war und tonnenweise Erde und Steine ausgraben konnte. Aber das war eines der Dinge, die bisher aus Zeitmangel nicht wieder gebaut werden konnten.

Immerhin waren wir rechtzeitig mit unserer Fallgrube fertig und konnten uns sogar noch einen Tag lang ausruhen. Der Tag verging langsamer als die acht vorangegangenen. Wir saßen vor dem Eingang der Höhle und blickten auf die graue, ruhige und kalte See hinaus. Nur an einigen wenigen Stellen hingen Nebelschwaden über dem Wasser. Die Fahrt mit dem Boot würde keine Probleme bringen. Doch erst mußten wir noch den Dreibeiner zu Fall bringen und einen Meister fangen.

Der nächste Morgen war kalt, aber trocken. Eine Stunde bevor der Dreibeiner kommen sollte, nahmen wir unsere festgelegten Positionen ein. Fritz war mit mir zusammen, Bohnenstange stand bei dem Mann, der den Störsender bediente. Das war eine Maschine, die unsichtbare Strahlen aussenden konnte und die vom Tripoden ausgehenden oder zum Tripoden kommenden Strahlen verzerrte. Dadurch isolierte sie den Dreibeiner und verhinderte, daß er mit anderen Kontakt aufnahm. Ich war sehr skeptisch, Bohnenstange sehr zuversichtlich. Er erklärte, daß diese Strahlen durch natürliche Vorgänge - wie etwa ein Gewitter - ebenfalls unterbrochen werden konnten. Die Meister würden annehmen, daß die Störung eine natürliche Ursache hätte. Erst wenn es zu spät war, würden sie den wahren Grund erkennen.

Die Minuten und Sekunden vergingen unendlich langsam. Meine ursprüngliche Aufmerksamkeit ließ langsam nach. Schließlich döste ich vor mich hin. Mit einem Schlag war ich wieder hellwach, als Fritz mich an der Schulter rüttelte. Ich blickte auf und sah, wie der Dreibeiner um einen Hügel herumschwang und direkt auf uns zustapfte. Meine Spannung stieg. Der Tripode kam in normalem Tempo heran. In weniger als fünf Minuten . . .

Dann - ohne ersichtlichen Anlaß - blieb der Dreibeiner plötzlich stehen. Ein Fuß hing bewegungslos in der Luft, es sah aus, als bettelte ein Hund um Knochen. Nach ein paar Sekunden setzte der dritte Fuß wieder auf, und der Dreibeiner stelte weiter. Aber er kam nicht mehr auf uns zu. Er hatte die Richtung geändert und würde in einer Entfernung von mindestens zwei Kilometern an uns vorbeiziehen.

Ich war sprachlos vor Staunen. Ich sah, wie der Tripode im Felsgewirr verschwand. Auf der anderen Seite der Fallgrube tauchte Andre, unser Anführer, hinter einigen dicken Bäumen auf und winkte. Wir gingen alle zu ihm hinüber.

Wir fanden schnell heraus, was falsch gelaufen war. Das Zögern des Dreibeiners war durch den Störsender hervorgerufen worden. Sobald er eingeschaltet wurde, war der Tripode stehengeblieben und hatte dann den Kurs geändert. Der Mann, der den Sender bediente, meinte: »Ich hätte warten müssen, bis der Dreibeiner genau über der Grube stand. Ich habe eine solche Reaktion nicht erwartet.« Einer fragte: »Was machen wir jetzt?« Allen war die

Enttäuschung anzumerken. Die ganze Arbeit war umsonst gewesen. Dieser Fehlschlag ließ unser Vorhaben, die Meister zu besiegen, unmöglich und fast kindlich harmlos erscheinen. Julius hinkte heran und sagte: »Wir warten noch einmal neun Tage.« Seine Ruhe war tröstlich. »Wir warten bis zum nächsten- mal und setzen den Störsender erst im letzten Moment in Betrieb. In der Zwischenzeit können wir die Fallgrube noch vergrößern.« So arbeiteten und warteten wir weiter, bis die neun Tage vorüber waren. Der Tripode erschien wie beim erstenmal hinter dem Hügel weiter im Süden, schwang herum und kam auf uns zu. Er erreichte die Stelle, an der er das letzte Mal gehalten hatte. Diesmal stoppte er nicht, aber er kam auch nicht auf uns zu. Ohne zu zögern folgte er genau der Route, die er vor neun Tagen eingeschlagen hatte. Als wir ihn davonestampfen sahen, war die Enttäuschung fast doppelt so groß wie beim erstenmal. Als wir bei der Beratung zusammensaßen, konnte man allen ihre Niedergeschlagenheit ansehen. Selbst Julius schien betrübt zu sein, obwohl er versuchte, es nicht zu zeigen. Ich konnte meine Verzweiflung jedenfalls nicht verbergen. Julius sagte: »Wir wissen jetzt genau, wie sie reagieren. Sie folgen auf ihren Patrouillengängen festgelegten Routen. Wird eine durch irgendeinen Grund verändert, dann behalten sie von da an die Änderung bei.« Einer der Wissenschaftler meinte: »Vielleicht hat das etwas mit automatischer Steuerung zu tun.« Ich rätselte darüber nach, was das denn wieder bedeuten sollte. »Der Weg ist festgelegt, und wenn davon abgewichen wird, dann setzt sich die Abweichung als neues Muster durch, bis eine neue Änderung eintritt, Ich glaube, ich sehe die Gesetzmäßigkeit.« Ich verstand das nicht. Mir schien es auch nicht so wichtig zu sein, über das Wieso und Warum zu diskutieren. Einer schlug vor, auf der neuen Route eine zweite Fallgrube zu graben. Diese Bemerkung wurde schweigend aufgenommen. Endlich sagte Julius: »Das könnten wir tun, aber dann sind wir über drei Kilometer von der Küste entfernt, und das Gelände ist sehr schwierig. Es gibt keine Straßen, nicht einmal einen Pfad. Ich glaube, die anderen Dreibeiner wären hier, bevor wir unseren Gefangenen auch nur bis zum Boot geschafft hätten.« Wieder herrschte tiefes Schweigen. Nach einer Weile sagte Andre: »Ich finde, wir brechen unseren Versuch hier ab. Wir können doch nach einer andern günstigen Stelle nahe der Küste suchen und dort weitermachen.« Jemand wandte ein: »Wir haben vier Monate gebraucht, bis wir diese Route gefunden hatten. Die Suche nach einer ähnlich günstigen Möglichkeit wird wieder vier Monate dauern, vielleicht sogar länger.« Wir konnten aber nicht warten. Jeder Tag zählte. Das wußte jeder von uns. Wir schwiegen ratlos. Ich versuchte einen Ausweg zu finden, aber in meinem Kopf herrschte eine hoffnungslose Leere. Ich spürte den aufkommenden frischen Wind, es sah sogar nach Schnee aus. Land und Meer lagen schwarz unter den tiefhängenden Wolken. Schließlich begann Bohnenstange zu reden. Langsam und überlegend, von der Gegenwart unserer Ratsmitglieder nicht im geringsten gestört. »Es sieht doch so aus, daß der Störsender den Tripoden nicht mißtrauisch gemacht hat. Denn dann wäre er doch kaum wieder so nahe herangekommen, oder aber er hätte die Gegend genau abgesucht. Der veränderte Kurs ist doch mehr oder weniger ein Zufall.«

Andre nickte. »Das ist richtig. Aber was hilft uns das?« »Wenn wir den Dreibeiner wieder auf die alte Route zurücklocken . . .«

»Eine prima Idee. Das einzige Problem ist, wie? Womit kann man eine Tripoden ködern? Weißt du das? Weiß das überhaupt jemand?«

Bohnenstange antwortete: »Ich denke an etwas, das Will mir erzählt hat. Fritz und er haben es gesehen.« Ganz kurz berichtete er, was ich ihm über die Jagd gesagt hatte. Sie hörten zu, aber als er fertig war, wandte ein Wissenschaftler ein: »Das wissen wir schon lange. An anderen Orten gibt es solche Veranstaltungen ebenfalls. Doch es beruht immer auf einer Tradition, die sowohl von den Geweihten wie von den Dreibeinern gegründet wurde. Willst du etwa vorschlagen, daß wir innerhalb von neun Tagen eine Tradition ins Leben rufen sollen?«

Bohnenstange wollte etwas sagen, wurde aber sofort unterbrochen. Unsere Nerven waren zu sehr angespannt und mit unserer Beherrschung war es nicht mehr weit her. Doch Julius bat um Ruhe und sagte: »Erzähl weiter, Jean-Paul.« Manchmal stotterte er ein wenig, wenn er aufgeregter war. So auch jetzt. Aber diese Sprachstörung verschwand, je mehr er von seinen Gedanken gefangen wurde. »Ich dachte daran . . . Wir wissen, daß sie neugierig sind. Als Will und ich auf dem Floß den Fluß hinabtrieben . . . Ein Dreibeiner änderte seinen Kurs und zerschlug das Floß mit einem Fühler. Wenn jemand bei diesem Tripoden die Aufmerksamkeit erregen könnte und ihn in die Falle lockte - es könnte klappen.«

Andre war nicht zufrieden: »Die Aufmerksamkeit erregen und dann so lange außer Reichweite dieser Ungeheuer zu bleiben, bis es hier bei uns ist - das ist aber eine ganz schöne Aufgabe.« »Zu Fuß«, sagte Bohnenstange, »ist das unmöglich. Aber in der Jagd, die Will und Fritz beobachtet haben, waren die Flüchtenden zu Pferd. - Einer hielt sich sogar eine recht lange Zeit und legte eine Entfernung zurück, die so groß oder größer war als die, die wir überwinden müssen.«

Wieder trat eine Pause ein, und wir dachten alle darüber nach. Dann sagte Julius abwägend: »Es kann klappen, aber können wir sicher sein, daß der Tripode auf unseren Köder anbeißt? Wie du sagst, sind die Dreibeiner neugierig, wenn sie etwas Seltsames sehen. Aber ein Mann auf einem Pferd . . . Sie sehen so etwas jeden Tag ein paarmal.« »Wenn aber der Mann ein leuchtendes Gewand anhatte - und das Pferd vielleicht gefärbt wäre . . . Grün«, sagte Fritz. »Schließlich ist das ihre eigene Farbe. Ein grüner Mann auf einem grünen Pferd, das müßte eigentlich

Aufmerksamkeit erregen.« Jetzt stimmten alle dieser Idee zu. Julius meinte: »Das gefällt mir. Es könnte klappen. Wir brauchen jetzt nur noch ein Pferd und einen Reiter.« Ich spürte, wie in mir die Erregung aufstieg. Die anderen waren fast alle Wissenschaftler und in körperlichen Übungen wie Reiten unerfahren. Die beiden mit den besten Aussichten, diese Aufgabe übernehmen zu können, waren natürlich Fritz und ich. Und Crest und ich hatten uns während der langen Reise im letzten Jahr so aneinander gewöhnt, daß wir uns gut verstanden. Ich wandte mich an Julius und sagte: »Wenn ich einen Vorschlag machen darf . . .« Wir nahmen eine abwaschbare Farbe und färbten Crest grün. Er nahm die Entwürdigung ganz gut auf und schnaubte nur ein- oder zweimal verächtlich. Die Farbe leuchtete hell und war sehr auffallend. Ich trug eine Jacke und eine Hose in derselben Farbe. Als Bohnenstange mir auch das Gesicht anmalen wollte, protestierte ich, ließ es dann doch zu, nachdem Julius Bohnenstange bestärkt hatte. Fritz schaute zu und brüllte vor Lachen. Er hatte offenbar überhaupt kein Mitleid. Auf der anderen Seite hatte er wohl ein so komisches Schauspiel noch nie gesehen. Neun Tage lang hatte ich meine Rolle geprobt und immer wieder geprobt. Ich mußte die Aufmerksamkeit des Tripoden in dem Augenblick auf mich lenken, in dem er um den Hügel herumkam. Sobald er eine Bewegung in meine Richtung machte, mußte ich in vollem Galopp auf die Fallgrube zureiten. Wir hatten einen festen Weg über die Fallgrube gebaut, der das Gewicht von mir und Crest trug. Er war mit kleinen Hinweisen markiert, die gerade deutlich genug waren, so daß ich sie sehen konnte, aber die Meister in den Tripoden nicht mißtrauisch machten. Die letzte Gefahr barg das größte Risiko, und so hatten wir die Markierungen nur spärlich gesetzt. Auf diese Weise mußte ich einem schwierigen und schlecht zu sehenden Weg folgen. Drei- oder viermal war ich auch vom vorgeschriebenen Pfad abgekommen und konnte mich nur durch ein schnelles Herumreißen von Crest davor bewahren, in die Grube abzustürzen.

Endlich war alles bereit. Die Vorbereitungen waren abgeschlossen und mußten nun in die Tat umgesetzt werden. Ich kontrollierte wohl zum zehntenmal Crests Sattelgurte. Die anderen drückten mir die Hand und versteckten sich dann. Ich fühlte mich sehr einsam, als sie davongingen. Jetzt begann wieder das Warten, das ich inzwischen kannte, an das ich mich aber noch immer nicht gewöhnt hatte. Diesmal aber war es schlimmer, und diesmal war ich allein.

Ich fühlte es zuerst nur. Die Erde erzitterte von dem Stampfen der riesigen Metallfüße in der Ferne. Wieder und wieder - in einem regelmäßigen Takt, und jedesmal wurde es deutlicher. Ich hatte Crest halb nach rechts gedreht, damit ich den Tripoden sofort sehen konnte. Ein riesiges Bein zeigte sich neben dem Hügel, dann schaukelte auch die Halbkugel in das Blickfeld. Ich zitterte. Auch Crest wurde ängstlich. Beruhigend klopfte ich ihm auf den Hals. Ich achtete vor allem darauf, ob der Dreibeiner irgendwie von dem Weg abwich, den er die letzten beiden Male eingeschlagen hatte. Wenn er nicht zu mir kam, dann mußte ich auf ihn zureiten. Ich hoffte, daß das nicht nötig sein würde. Es bedeutete nämlich, daß ich mich von der Fallgrube entfernen und außerdem wenden mußte, ehe ich den Tripoden in die Falle locken konnte. Beides bedeutete aber, daß meine Aufgabe viel gefährlicher wurde.

Der Dreibeiner änderte seine Route. Der Schrittrhythmus blieb der gleiche, aber eines der Beine schwang herum. Ich wartete nicht länger, sonder berührte Crests Flanken mit den Fersen, und er schoß los. Die Jagd hatte begonnen. Ich wollte mich umschauen, um zu sehen, wie schnell mein Verfolger aufholte, aber ich wagte es nicht. Jedes bißchen Energie mußte ich auf das Reiten verwenden. Das Stampfen wurde schneller. Der Tripode erhöhte seine Geschwindigkeit. Wegzeichen, die ich von meinen Übungsritten her kannte, fielen auf beiden Seiten zurück. Vor mir lag die Küste, das Wasser war dunkelgrau, hatte aber vom aufkommenden Wind weiße Spitzen auf den Wellen. Der Wind wehte mir direkt ins Gesicht. Ich fühlte eine unerklärliche Wut in mir hochsteigen, weil er meine Flucht verlangsamt, und sei es nur um Bruchteile von Sekunden. Nur noch ein paar hundert Meter . . . Als ich diesen Gedanken faßte, hörte ich, wie Stahl durch die Luft sauste. Der Ton kam vom Fühler, der auf mich herabzischte. Ich warf Crest nach rechts herum und dachte, ich sei noch einmal davongekommen - daß der Fühler sein Ziel verfehlen würde -, dann merkte ich, wie Crest zusammenzuckte, er war von dem Metallfühler getroffen worden. Es mußte ihn dicht hinter dem Sattel auf dem Hinterteil erwischt haben. Er stolperte und brach zusammen. Ich brachte gerade noch meine Füße aus den Steigbügeln und flog nach vorn über seinen Kopf. Ich prallte auf die Erde, machte eine Rolle, raffte mich auf und rannte davon.

Ich rechnete jeden Augenblick damit, von einem Fühler erfaßt und hochgehoben zu werden. Aber der Meister, der den Dreibeiner lenkte, beschäftigte sich zunächst mit Crest. Als ich mich schnell umwandte, sah ich, wie der Tripode das Pferd, das schwach um sich schlug, hochhob und näher an die grünen Sichtfenster an der Basis der Halbkugel heranzog.

Ich wagte es nicht, länger zuzusehen, sondern rannte weiter. Nur noch hundertundfünfzig Meter . . . Wenn sich der Dreibeiner doch nur noch länger mit Crest beschäftigen würde, dann wäre ich gerettet.

Ich riskierte es, noch einmal zurückzublicken. Gerade rechtzeitig, denn ich sah, wie das Ungeheuer mein armes Pferd aus einer Höhe von dreißig Metern einfach fallen ließ. Das Tier blieb als zerbrochener, lebloser Haufen liegen. Dann nahm der Dreibeiner meine Verfolgung wieder auf. Ich konnte nicht mehr schneller rennen, als ich es schon tat. Die Metallfüße donnerten hinter mir, aber der Rand der Fallgrube schien nicht näher zu kommen. Während der letzten fünfzig Meter dachte ich, ich sei verloren und rechnete damit, daß mich der Fühler jeden Moment ergreifen würde. Ich glaube, daß der Meister mit mir gespielt hat wie eine große Stahlkatze mit einer umherrennenden Maus. Das hat

Bohnenstange später jedenfalls als Vergleich vorgeschlagen. In dem Augenblick merkte ich nur, daß mir die Beine schmerzten und die Lungen kurz vor dem Platzen zu sein schienen. Als ich die Fallgrube erreichte, erkannte ich eine neue Gefahr. Ich hatte mir den Pfad aus der Perspektive vom Pferderücken herunter gemerkt, aber für einen laufenden Mann sah alles anders aus. Das verwirrte mich völlig. Erst im letzten Moment erkannte ich einen Stein wieder und hielt darauf zu. Er lag auf dem Weg über der Fallgrube. Aber noch mußte ich hinüberkommen, und der Tripode mußte mir folgen.

Als ich statt des dröhnenden Stampfens hinter mir das Geräusch eines knirschenden Brechens hörte, wußte ich: ich hatte es geschafft und meine Aufgabe erfüllt. Aber auch unter mir veränderte sich der Grund und brach schließlich nach unten weg. Ich griff verzweifelt nach einem Zweig, den wir in die Decke der Fallgrube eingesteckt hatten, aber er gab nach, und ich fiel weiter nach unten. Ich griff wieder um mich, diesmal erwischte ich einen Dornenstrauch. Er hielt etwas länger, riß mir aber die Hände auf. Während ich so in der Luft hing, verdunkelte sich plötzlich der Himmel über mir. Die Tarndecke der Fallgrube hatte unter dem vorderen Bein des Dreibeiners nachgegeben, das zweite schwankte in der Luft, verlor das Gleichgewicht und fiel auch herunter, die Halbkugel schwang hilflos herum und krachte zu Boden. Als ich hinaufschaute, sah ich, wie sie an mir vorbeifiel und am entgegengesetzten Ende der Grube niederkrachte. Ich hing auf halber Höhe in der Grube, und die Gefahr, daß ich abstürzte, war groß. Ich wußte, daß mir niemand helfen würde. Sie hatten alle wichtigere Aufgaben zu erledigen. Ich nahm meine ganze Kraft zusammen und kletterte langsam und vorsichtig an dem Netzwerk aus Zweigen, an dem ich hing, hinauf.

Als ich endlich oben war, arbeiteten die anderen schon eifrig. Die Tür zu dem kleinen Raum, in dem die menschlichen Sklaven von den Wettkämpfen in die Stadt gebracht wurden, besaß keine besondere Sicherung und war durch den Aufprall aufgesprungen. Fritz führte die Leute mit der Metallschneidemaschine in die Kabine, und sie begannen an der inneren Tür zu arbeiten. Sie trugen Atemmasken, die sie vor der grünen Luft schützen sollten, die ausströmte, als sie die Tür aufschnitten. Für die Außenstehenden schien es eine Ewigkeit, aber in Wirklichkeit dauerte es nur wenige Minuten, bis sie die Tür aufgebrochen hatten und sich um die betäubten Meister kümmerten. Fritz stellte fest, daß einer von ihnen mit Sicherheit noch lebte, und sie streiften ihm die bereitgehaltene Maske über den Kopf und zogen sie fest zu. Ich sah, wie sie ihn herausschleppten. Ein Wagen war neben die umgestürzte Halbkugel gefahren worden, und auf der Ladefläche stand die riesige Holzkiste, die den Meister aufnehmen sollte. Innen war die Kiste mit einer Art Teer versiegelt. So verhinderte man, daß die grüne Luft entwich, oder daß unsere eindrang. Er wurde gezogen und geschoben, und endlich rollte er in die Kiste hinein. Er war eine merkwürdige Gestalt mit seinen drei kurzen Stummelbeinen, dem großen, spitz zulaufenden Körper, den drei Augen und drei Fühlern und vor allem mit der abstoßenden Reptilienhaut, an die ich mich mit lebhaftem Schaudern erinnerte. Der Deckel wurde aufgesetzt, und einige Männer versiegelten die Kiste. Ein Rohr, das in die Kiste führte, wurde vorübergehend verschlossen. Wenn man auf dem Boot war, dann würde man es benötigen, um die verbrauchte Luft in der Kiste zu erneuern. Dann wurde den Kutschern das Zeichen gegeben, die Pferde zogen an und fuhren den Wagen zur Küste.

Wir anderen versuchten, unsere Spuren so gut wie möglich zu verwischen. Natürlich würden die Meister wissen, sobald sie den zerstörten Tripoden fanden, daß sie jetzt einer organisierten Opposition gegenüberstanden, denn dies war nicht mehr ein Zufallserfolg, wie unser Sieg über den Dreibeiner, als wir zu den Weißen Bergen unterwegs waren. Obwohl unser Überfall wie eine Kriegserklärung wirken mußte, wollten wir keine unnötigen Hinweise auf uns zurücklassen. Ich hätte mein Pferd Crest gern begraben, aber dazu war keine Zeit. Um unseren Trick mit der Farbe notfalls noch einmal anwenden zu können, wuschen wir lediglich das Grün ab. Als wir weggingen, hielt ich mich etwas abseits. Keiner sollte meine Tränen sehen.

Der Wagen wurde so weit ins Wasser gefahren, bis den Pferden die Wellen an die Brust schlugen. Das Fischerboot hatte nur geringen Tiefgang, und so kam es bis an das Fuhrwerk heran und konnte mit Seilwinden die Kiste übernehmen. Als ich sah, wie reibungslos alles ablief, war ich wieder erstaunt über die Vollkommenheit von Organisation und Planung, die unserem Überfall vorangegangen war. Die Pferde wurden ausgespannt, zum Ufer zurückgeführt und paarweise nach Norden und Süden weggebracht. Ein Reiter führte jeweils noch ein anderes Pferd am Zügel davon. Wir anderen schoben uns mühsam aus dem Wasser über die Bordwand ins Boot hinein. Nun blieb noch eins zu tun. Ein Seil wurde an den Wagen gebunden, und das Boot zog ihn ins tiefere Wasser hinein, bis die Wellen über ihm zusammenschlugen.

Erst dann wurde das Seil gekappt, und das Boot schwankte, weil es von seiner Last plötzlich befreit wurde. An Land waren die Pferde inzwischen verschwunden. Nur noch das Wrack des zerstörten Tripoden lag dort. Ein schwacher grüner Nebel stieg noch immer aus der Halbkugel. Die anderen Meister innerhalb des Dreibeiners waren inzwischen sicher tot. Es war aber wichtig, daß unser Störsender offenbar funktioniert hatte. Der Tripode lag dort, zerbrochen und allein, und noch gab es kein Anzeichen dafür, daß andere ihm zu Hilfe kamen.

Wir fuhren nach Süden. Da der starke Wind mit ein paar Grad nördlicher Abweichung aus Westen kam, war unsere Geschwindigkeit nur gering, und die Segel mußten ständig neu gedreht werden. Wir mußten alle mit anfassen, und ganz langsam vergrößerte sich die Entfernung zu unserem Startpunkt. Wir mußten eine kleine Landzunge umfahren.

Mit quälender Langsamkeit kamen wir voran. Die Flut war abgeflaut, und das Boot dümpelte mühsam in den Wellen.

Inzwischen war das Ufer weit entfernt, der Tripode nur noch ein Punkt am Horizont. Man brachte uns heißes Bier an Deck. Damit sollten wir uns wieder aufwärmen.

Getränk für Ruki

Als wir in die Burg zurückkamen, sorgte Julius dafür, daß die Besatzung vollständig ausgetauscht wurde. Viele von denen, die beim Einfangen des Meisters dabei gewesen waren, bekamen Aufgaben zugeteilt, die sie in andere Gegenden führten, und Julius selbst verließ uns nach drei Tagen. Die unmittelbare Aktion war beendet, die Untersuchung und Beobachtung unseres Gefangenen würde Wochen oder Monate in Anspruch nehmen, und es gab eine Reihe anderer Aufgaben, die seine Aufmerksamkeit beanspruchten und seiner Aufsicht bedurften. Ich hatte geglaubt, daß wir, Fritz und ich, ebenfalls fortgeschickt wurden, aber das war nicht der Fall. Wir wurden als Wachtposten dabeibehalten. Ich sah der kommenden Zeit relativer Untätigkeit mit gemischten Gefühlen entgegen. Einerseits wußte ich, daß es nach gewisser Zeit langweilig werden konnte, auf der anderen Seite hatte ich auch nichts gegen eine Pause einzuwenden. Hinter uns lag ein anstrengendes Jahr.

Es war außerdem angenehm, in fast ununterbrochenem Kontakt mit Bohnenstange zu stehen, der zu der Gruppe derjenigen gehörte, die den Meister untersuchen sollten. Fritz und ich kannten uns inzwischen sehr genau und waren gute Freunde, aber ich hatte doch Bohnenstanges rastlosen und erfinderischen Verstand vermißt. Obwohl er es mir nicht sagte, merkte ich doch, daß die anderen Wissenschaftler, auch wenn sie alle viel älter waren als er, ihn mit einem gewissen Respekt betrachteten. Er zeigte sich darüber nie in irgendeiner Weise eingebildet, aber das hätte auch nicht zu ihm gepaßt. Ihn interessierte nur, was als nächstes geschehen sollte, und er fand nie die Zeit, über sich selbst nachzudenken.

Als Ersatz für unsere weggehenden Leute kam ein Zugang, auf den ich gut hätte verzichten können. Das war Ulf, der frühere Kapitän der »Erlkönig«. So hatte der Schleppkahn geheißt, der Fritz, Bohnenstange und mich auf dem großen Fluß zu den Wettkämpfen bringen sollte. Ulf mußte wegen einer Krankheit den Kahn verlassen und Julius hatte ihn zum Kommandeur der Wachen eingesetzt. Das bedeutete natürlich, daß Fritz und ich seiner Befehlsgewalt direkt unterstanden.

Er erinnerte sich noch sehr gut an uns und handelte entsprechend. Was Fritz anging, so war alles in Ordnung. Auf der »Erlkönig« hatte er, wie in allen anderen Fällen, den Befehlen genau und ohne Fragen gehorcht, und war immer damit zufrieden gewesen, nur das zu tun, was die Vorgesetzten von ihm verlangten. Bohnenstange und ich jedoch waren die Übeltäter. Zuerst, weil wir Ulfs Gehilfen zu der Erlaubnis überredet hatten, den Kahn verlassen zu dürfen. Wir wollten nach Ulf suchen. Ich war dadurch in einen Streit mit den Bewohnern des Flußstädtchens geraten und hatte Schwierigkeiten bekommen. Bohnenstange hatte gegen Ulfs Befehl den Kahn ein zweites Mal verlassen und mich gerettet. Der Lastkahn war ohne uns weitergefahren und so waren wir gezwungen gewesen, allein den Fluß hinab zu den Wettkämpfen zu kommen.

Bohnenstange stand nicht unter seiner Befehlsgewalt und ich glaube, Ulf staunte ihn jetzt auch ehrfürchtig an, denn er gehörte zu den weisen Männern, den Wissenschaftlern. Bei mir war das anders. Mich umgab kein geheimnisvoller Glanz wie Bohnenstange, und Ulf war mein unmittelbarer Vorgesetzter. Die Tatsache, daß wir, obwohl er uns damals zurückgelassen hatte, die Spiele noch rechtzeitig erreichten, daß ich dort gesiegt hatte und mit Fritz in die Stadt der Meister hineingekommen und nach einiger Zeit mit Informationen wieder herausgekommen war, besänftigte ihn keineswegs. Wenn man überhaupt von einer Wirkung sprechen kann, dann hatte mein Erfolg in seinen Augen alles noch schlimmer gemacht. Glück (als solches sah er es an) war kein Ersatz für Disziplin, im Gegenteil, es war ihr Feind. Mein Beispiel konnte andere sogar zu ähnlichen Torheiten verleiten. Ungehorsam war etwas, was ausgerottet werden mußte, und er war derjenige, der das gründlich besorgen würde. Ich bemerkte natürlich seine Bitterkeit, nahm sie zunächst aber nicht ganz ernst. Ich dachte, er würde erst einmal sein Vorurteil wegen meines leichtsinnigen Benehmens bei unserem früheren Zusammentreffen abreagieren. Ich nahm mir vor, seine Schikanen zu ertragen und diesmal keinen Anlaß zur Klage zu geben. Allmählich merkte ich jedoch, daß seine Abneigung gegen mich tief verwurzelt war und daß ich nichts tun konnte, um sie abzubauen. Ich habe erst viel später erkannt, was für ein komplizierter Mensch er war. Ich spürte auch nicht, daß er, indem er mich angriff, eine Schwäche und Haltlosigkeit bekämpfte, die ein Teil seiner eigenen Natur war. Ich merkte nur eines: je höflicher und genauer ich seine Befehle ausführte, desto mehr Schimpfworte bekam ich zu hören und desto mehr andere Pflichten wurden mit auferlegt. Es ist daher nicht verwunderlich, daß ich ihn nach wenigen Wochen so sehr haßte, wie ich meinen Meister in der Stadt gehaßt hatte.

Sein Aussehen und seine Gewohnheiten verstärkten nur meine Abneigung. Seine gedrungene, breite Gestalt, seine

dicken Lippen, die platte Nase und das schwarze Haar auf der Brust, das durch die Knopflöcher seiner Hemden zu sehen war - das alles stieß mich ab. Außerdem war er der Mann, der lauter als jeder andere Suppen und Eintopf essen konnte. Und sein Tick, ständig zu rülpfen und zu spucken war dadurch nicht erträglicher geworden, daß er nun nicht mehr auf den Boden, sondern in ein rot-weiß gepunktetes Taschentuch spie, das er ständig im Ärmel mit sich führte. Damals wußte ich noch nicht, daß das Rot meist sein eigenes Blut war und daß er ein sterbender Mann war. Er ärgerte mich ständig, und meine Selbstbeherrschung wurde von Tag zu Tag mehr auf die Probe gestellt. Fritz war mir in dieser Zeit ein guter Freund. Er beruhigte mich immer wieder und übernahm so viele meiner Aufgaben wie möglich. Auch Bohnenstange half mir sehr, wenn ich in langen Gesprächen mein Herz ausschüttete. Aber ich hatte noch etwas, was mich von meinen Problemen ablenkte. Das war unser Gefangener, der Meister Ruki. Er hatte ebenfalls eine Erfahrung gemacht, die erschreckend und schmerzhaft gewesen sein mußte. In einem Kerker der Burg war ein Zimmer für ihn zurechtgemacht, und Fritz und ich versorgten ihn. Wir traten durch die Luftschleuse ein und trugen Atemmasken, solange wir bei ihm waren. Es war ein großer Raum, sechs Meter im Quadrat, der aus dem nackten Felsen herausgehauen worden war. Auf Grund unserer Berichte hatten die Wissenschaftler alles getan, um es ihm so bequem wie möglich zu machen. Sie hatten sogar ein rundes Loch in den Boden eingelassen, das man mit warmem Wasser füllen und in dem er sich durchweichen lassen konnte. Wir brachten das heiße Wasser in Eimern. Doch ich glaube nicht, daß es so warm war, wie er es gern gehabt hätte. Zudem wurde es sicher auch nicht häufig genug ausgewechselt, um das Bedürfnis der Meister, ihre Reptilienhaut ständig anfeuchten zu müssen, voll zu befriedigen. Aber es war besser als gar nichts. Das gleiche galt für die Nahrung, die nach den kleinen Proben, die Fritz aus der Stadt herausgebracht hatte, hergestellt wurde. Der Meister litt während der ersten zwei Tage unter einem leichten Schock, und dann bekam er die Krankheit, die mein Meister in der Stadt den Fluch der Skloodzi genannt hatte. Auf seiner grünen Haut erschienen braune Flecken, die Fühler zitterten unaufhörlich, er wurde apathisch und reagierte auf nichts mehr. Wir hatten keine Möglichkeiten, ihn irgendwie zu behandeln, selbst die Gasblasen, die die Meister in der Stadt benutzten, um irgendwelche Schmerzen zu betäuben, fehlten uns. Er mußte eben mit der Krankheit fertig werden, so gut er konnte. Glücklicherweise ging alles gut. Als ich eine Woche nach seiner Gefangennahme in seine Zelle trat, hatte seine Haut wieder ein gesundes Grün angenommen und er zeigte ein deutliches Interesse für die Nahrung. Er hatte bisher noch auf keine Frage geantwortet. Ganz gleich, welche irdische Sprache wir auch probierten. Er tat es auch jetzt nicht, und wir begannen uns schon zu fragen, ob wir etwa zufällig einen Meister erwischt hatten, der keine Sprachkenntnisse besaß. Nach ein paar Tagen war der Meister wieder ganz gesund. Einer der Wissenschaftler vermutete, daß er seine Unkenntnis simulierte. Man sagte uns, daß wir am nächsten Morgen kein warmes Wasser für sein Badeloch bringen sollten. Er gab schnell Zeichen des Unbehagens und versuchte sich sogar in der Zeichensprache, indem er zu dem leeren Loch ging und mit seinen Fühlern darauf zeigte. Wir achteten nicht darauf. Als wir den Raum verlassen wollten, sprach er in der tiefen und dumpfen Stimme der Meister. Er sagte auf hochdeutsch: »Bringt mir Wasser. Ich muß baden.« Ich blickte zu ihm auf. Er war ein zerknittertes, ungeschlachtetes Ungeheuer, etwa doppelt so groß wie ich. »Sag bitte«, befahl ich ihm. Doch das war ein Wort, das sie in keiner unserer Sprachen gelernt hatten. Er wiederholte lediglich: »Bringt mir Wasser.« »Du mußt warten«, erklärte ich ihm. »Ich will erst hören, was unsere Wissenschaftler dazu sagen.« Nachdem die Barriere einmal überwunden war, machte er keinen Versuch mehr, stumm zu bleiben. Aber er war auch nicht gerade mitteilssam. Ein paar Fragen, die wir ihm stellten, beantwortete er, andere übergab er mit souveränem Schweigen. Es war nicht immer leicht zu erkennen, warum er einige Fragen beantwortete, andere nicht. Es war verständlich, daß er sich nicht über die Verteidigungsanlagen der Stadt ausließ. Aber nachdem er freimütig über die Rolle der menschlichen Sklaven und die Gegnerschaft einiger Meister zu diesem System gesprochen hatte, war es nicht ganz einsichtig, warum er über das Sphärenspiel überhaupt nichts sagen wollte. Das war eine Art Sport, den alle Meister begeistert auszuüben schienen. Man spielte in einer dreieckigen Arena mitten in der Stadt. Ich fand, es ähnelte in gewisser Weise unserem Basketball, mit dem Unterschied, daß es sieben »Körbe« gab und daß die Spieler in kleinen Tripoden saßen. Der Ball war eine blitzende, goldene Sphärenkugel, die plötzlich in der Luft erschien. Ruki weigerte sich, auch nur eine Frage dazu zu beantworten. Während der langen Monate meiner Sklavenzeit hatte ich nie den Namen meines Meisters erfahren, noch kannte er meinen. Er war immer der Meister und ich immer der Junge. Nun konnte man unseren Gefangenen nicht gut mit diesem Titel ansprechen. Wir fragten nach seinem Namen und er sagte, er heiße Ruki. Nach kurzer Zeit dachte ich an ihn als Ruki - als Individuum, aber natürlich auch als Stellvertreter des Feindes, der unsere Welt unterdrückte, und den wir vernichten mußten. Wir wußten schon lange, daß die Meister keine gleichförmige Masse identischer Monster waren. Mein Meister in der Stadt war relativ gutmütig gewesen, während der von Fritz im Vergleich dazu ausgesprochen brutal gewesen war. Sie hatten auch verschiedene Interessen. Aber alle Unterschiede, die ich in der Stadt feststellen konnte, hatte ich durch bittere Erfahrungen erkannt. Wir hatten auf jede Einzelheit geachtet, weil man diese Beobachtungen für unsere Zwecke vielleicht nutzen könnte. Jetzt war die Situation ganz anders, und ich betrachtete die Dinge aus einem etwas verschobenen Blickwinkel. Zum Beispiel wurde ich eines Morgens durch

einen Auftrag von Ulf aufgehoben und konnte unserem Gefangenen das Essen nicht zur gewohnten Zeit hineinbringen. Als ich eintrat, hockte er in der Mitte des Raumes. Ich sagte, daß mir die Verspätung leid täte. Er machte eine unwirsche Bewegung mit einem Fühler und sagte: »Es ist nicht weiter schlimm. Schließlich gibt es hier so viel Interessantes zu sehen und zu tun.« Die glatten Wände um ihn herum waren kalt, nur zwei kleine Lampen, sie waren extra für sein Wohlbefinden mit einem grünen Schirm versehen, erleuchteten den Raum. Die einzige Abwechslung in dieser Eintönigkeit stellten die Tür und das Loch im Boden dar. (Er mußte es sowohl als Bad als auch als Bett benutzen. Nachts wurde es mit Seetang ausgepolstert, das einen schlechten Ersatz für das moosartige Material in der Stadt darstellte.) In den völlig fremdartigen Gesichtszügen konnte man keinerlei Gefühlsregung erkennen - der halslose Kopf war beherrscht von den drei Augen und den beiden Öffnungen für das Atmen und Essen und von einem Netz kleiner Falten überzogen. Jetzt aber schaute er mich auf sonderbare Weise an, herausfordernd und traurig zugleich. Jedenfalls erkannte ich plötzlich, daß er einen Witz gemacht hatte. Sicher, es war ein schwacher Versuch, aber dennoch, es war ein Witz. Es war das erste Zeichen dafür, daß die Meister so etwas wie Humor besaßen. Ich hatte genau wie Fritz den Auftrag, so oft wie möglich mit ihm zu sprechen. Die Wissenschaftler untersuchten ihn zwar auch, aber man dachte, daß er uns vielleicht beiläufig etwas sagen würde. Jedesmal, wenn wir die Zelle verließen, mußten wir Bericht erstatten und unser Gespräch Wort für Wort wiederholen. Bald begann ich, diese Aufgabe interessant zu finden. Außerdem wurde es durch die Übung immer leichter, alles zu behalten. Aber meistens war Ruki recht einsilbig, doch es gab Augenblicke, in denen er auch freimütig redete.

Über das Sklavenproblem in der Stadt ließ er sich zum Beispiel gern aus. Es stellte sich heraus, daß er einer der Meister war, die gegen die Sklaven eingestellt waren. Der Grund dieser Opposition lag nicht etwa im Mitleid mit den armen Teufeln, deren Leben durch das bleierne Gewicht und die Hitze in der Stadt - die grausame Behandlung durch die Meister kam noch hinzu - stark verkürzt wurde, sondern man befürchtete, daß die Meister von den Diensten der Sklaven abhängig würden. Die Folge wäre eine Degeneration der Meister und die Aufgabe des Planes, das Universum zu erobern.

Ruki schien dem Schicksal der Menschen sogar eine gewisse Sympathie entgegenzubringen. Natürlich gab er nicht zu, daß es falsch gewesen war, die Erde zu erobern und die Menschen mit Hilfe der Kappen zu unterjochen. Er war davon überzeugt, daß die Menschen jetzt glücklicher waren als vor dem Erscheinen der Meister. Die epidemischen Krankheiten und die Zahl der Hungersnöte hatten abgenommen, und der Fluch des Krieges war völlig gebannt. Natürlich wandten sie im hitzigen Streit ab und zu noch immer Gewalt an - in den Augen der Meister zeugte das von den barbarischen Anlagen der Menschen -, aber das führte nicht mehr wie früher zu Mord und Totschlag. Die Meister machten auch mit einer anderen brutalen Sache Schluß. Früher konnten Menschen in ferne einsame Gegenden verschleppt werden, wo sie entweder von allein starben oder von herumziehenden Horden erschlagen wurden. Auch ich fand diese Deportationen gräßlich, doch ich glaube, Ruki empfand sogar einen noch größeren Abscheu als ich. Allein diese Veränderung rechtfertigten in seinen Augen die Eroberung der Erde und die Weihe der Menschen. Die Männer und Frauen, die geweiht worden waren, lebten ein friedliches Leben, und selbst die Wanderer schienen nicht besonders unglücklich zu sein. Die Masse der Menschheit lebte zufrieden und verbrachte ein Leben mit vielen Festen und Feiern.

Ich erinnerte mich an den Besitzer eines kleinen Wanderzirkus, der in unserem Dorf Station gemacht hatte, als ich ein kleiner Junge war. Er sprach über seine Tiere wie Ruki über die Menschen. Wilde Tiere, hatte er gesagt, wurden von Krankheiten befallen und waren Tag und Nacht auf der Suche nach Futter. Sie waren Jäger und Gejagte zugleich und hatten Mühe, dem Hungertod zu entgehen. Die Tiere seines Unternehmens waren jedoch gesund und wohlgenährt. Damals fand ich seine Meinung überzeugend, aber heute beurteilte ich es ganz anders. Jedenfalls fand Ruki es ganz richtig, daß die Meister diesen Planeten und die kriegslüsternen Menschen beherrschten, aber er hielt es für falsch, sie als Sklaven in die Stadt zu bringen. Für ihn war es eine Bestätigung seiner Meinung, daß es trotz der Kappen offensichtlich einige Sklaven gegeben hatte, die an uns, die wir uns gegen die Meister auflehnten, wichtige Informationen weitergegeben hatten. (Wir hatten ihm das natürlich nicht erzählt, überhaupt hatten wir ihm nichts gesagt, was für die Meister von irgendeiner Wichtigkeit sein konnte, nur konnte er sich natürlich denken, daß wir eine Nachrichtenquelle besaßen. Schließlich hatten wir die Atmosphäre und die Nahrung der Meister künstlich herstellen können.) Trotz seiner Gefangenschaft empfand er so etwas wie Befriedigung darüber, daß er recht behalten hatte.

Das bedeutete nun nicht etwa, daß er fürchtete, unsere Rebellion gegen die Meister könnte erfolgreich sein. Er war von unserem Einfallsreichtum beeindruckt, vor allem die Art, wie wir den Dreibeiner überfallen hatten, fand er erstaunlich. Aber seine Haltung ähnelte mehr der von Menschen, die darüber staunen, daß ein Hund eine Fährte verfolgen oder eine ihm anvertraute Herde durch viele Gefahren sicher in den heimatlichen Stall bringen konnte. Das war alles interessant und klug, es war für ihn persönlich unangenehm. Doch das änderte nichts am wirklichen Kräfteverhältnis. Die Meister konnten von einer Handvoll aufsässiger Zwerge nicht besiegt werden. Unsere Wissenschaftler untersuchten ihn auf jede erdenkliche Art und Weise. Dabei zeigte er niemals irgendeinen

Widerstand oder Widerwillen, wir hätten es wohl auch gar nicht erkannt, denn es war sehr schwer, seine Stimmung zu beurteilen. Er ließ alle Versuche, Blutproben und Gewebeuntersuchungen über sich ergehen, als würden diese nicht ihm, sondern einem anderen widerfahren. Die einzigen Klagen, die wir hörten, waren, daß das Badewasser und seine Zelle nicht warm genug waren. Unsere Wissenschaftler hatte eine elektrische Heizung in den Kerker eingebaut, und ich fand es sehr warm. Aber für seine Bedürfnisse war es immer noch zu kalt.

Auch mit seiner Nahrung und mit seinem Trinkwasser wurden Versuche gemacht. Man wollte herausfinden, welche Wirkung verschiedene Substanzen auf seinen Organismus hatten. Doch dieses Experiment blieb erfolglos. Er mußte über Sinne verfügen, die ihn erkennen ließen, daß irgend etwas in sein Essen gemischt worden war, das ihm schaden konnte. In dem Falle rührte er einfach nichts von dem an, was wir vor ihn hinstellten. Nachdem dies dreimal hintereinander vorgekommen war, sprach ich mit Bohnenstange darüber.

Ich fragte: »Müssen wir das tun? Schließlich bekommen wir selbst als Sklaven in der Stadt genug zu essen und zu trinken. Ruki hat nun fast zwei Tage nichts mehr bekommen. Ich finde, das ist unnötig grausam.« Bohnenstange antwortete: »Wenn du so denkst, dann ist es auch grausam, ihn überhaupt hier gefangen zu halten. Die Zelle ist zu klein und nicht warm genug. Außerdem hat er hier nicht die Schwerkraft, an die er gewöhnt ist.«

»Das läßt sich eben nicht ändern. Aber es ist etwas anderes, wenn man ihm etwas ins Essen tut, so daß er nichts anrührt.« »Wir müssen einfach ihre Schwächen herausfinden. Du hast zum Beispiel entdeckt, daß ein Schlag zwischen Nase und Mund einen Meister töten kann. Aber das hilft uns nicht weiter, denn wir können nicht alle Meister zur gleichen Zeit mit einem Boxhieb erledigen. Wir müssen etwas anderes finden, etwas, das sich nutzvoll anwenden läßt.« Ich verstand, was er meinte, war aber von unserer Methode nicht voll überzeugt. »Mir tut es leid, daß es unbedingt Ruki sein muß. So einer wie der Meister von Fritz wäre mir viel lieber. Ruki scheint nicht so schlecht zu sein wie die anderen. Schließlich war er dagegen, daß Menschen zu Sklaven gemacht wurden.« »Das erzählt er dir.« »Aber sie lügen nicht. Sie können es gar nicht. Wenigstens das habe ich in der Stadt gelernt. Mein Meister konnte nie zwischen Bericht und Lüge unterscheiden. Für ihn war das alles das selbe.« »Vielleicht lügen sie wirklich nicht«, antwortete Bohnenstange. »Aber sie sagen auch nicht immer die ganze Wahrheit. Er behauptet, gegen die Sklavenhaltung zu sein, gut. Doch was ist mit dem Plan, die irdische Atmosphäre durch die erstickende Luft zu ersetzen, die sie selbst zum Atmen brauchen?« »Darüber hat er überhaupt noch nichts gesagt.« »Aber er weiß Bescheid. Das tun sie alle. Er hat nur nichts

davon erzählt, weil er nicht weiß, wieviel wir schon darüber erfahren haben. Vielleicht ist er nicht ganz so schlecht, wie viele andere, aber er gehört zu ihnen. Sie kennen keine Kriege. Die Treue, die sie ihrer eigenen Rasse gegenüber besitzen, wird für uns vielleicht immer so unverständlich bleiben wie unsere Kriege für sie. Aber auch wenn wir es nicht verstehen, so müssen wir doch damit rechnen. Und wir müssen gegen sie jede Waffe benutzen, die wir kennen. Wenn das bedeutet, daß wir ihm Unannehmlichkeiten bereiten - selbst wenn er daran stirbt -, so ist das nicht so wichtig. Es kommt nur darauf an, daß wir den Kampf gewinnen.« »Daran brauchst du mich nicht zu erinnern«, antwortete ich. Bohnenstange lächelte: »Ich weiß. Jedenfalls wird sein Essen das nächste mal wieder in Ordnung sein. Wir wollen ihn nicht töten, wenn es nicht unbedingt nötig ist. Wenn er am Leben bleibt, dann ist er bestimmt nützlicher für uns.« »Bisher sieht es jedenfalls nicht so aus.« »Wir müssen eben weiter probieren.« Wir saßen auf einer alten Mauer der Burg, sahen aufs Meer hinaus und genossen die windstille Luft und die schwach wärmende Wintersonne, die wie eine orangefarbene Scheibe im Westen in den diesigen Horizont eintauchte. Der Friede wurde plötzlich durch eine vertraute Stimme gestört, die uns vom Burghof her anrief. »Parker, wo bist du nutzloser Vagabund? Komm her und schnell, rate ich dir.« Ich seufzte und rappelte mich auf. Bohnenstange fragte: »Ulf schikaniert dich doch hoffentlich nicht allzusehr, Will?« Ich zuckte mit den Schultern. »Schlimmer kann es nicht werden.« Er sagte: »Wir brauchen dich und Fritz als Pfleger für Ruki, denn ihr seid beide an die Meister gewöhnt, und euch fällt eine Veränderung in Rukis Verhalten sicher am ehesten auf. Aber ich glaube, Julius hat nicht damit gerechnet, daß es zwischen dir und Ulf so große Reibungen geben würde.« »Es ist wie die Reibung zwischen einer Säge und einem Baumstamm und ich sage dir, ich bin nicht die Säge.« »Wenn es zu schlimm wird . . . Es ist sicher möglich, daß du mit einem Auftrag woanders hingeschickt wirst.« Er sagte es ohne große Betonung, fast nebenbei. Wahrscheinlich wollte er nicht herausstreichen, daß er auf Grund seiner Sonderstellung so etwas veranlassen konnte. Ich meinte: »Ich werd' schon damit fertig.« »Wenn du nur nicht so betonen würdest, daß du genau das tust . . .« - »Was mache ich denn?« »Du wirst damit fertig. Ich glaube, das ist es, was ihn so ärgert.« Ich war verblüfft und sagte verstimmt: »Ich gehorche seinen Befehlen auf der Stelle. Was will er noch mehr?« Bohnenstange seufzte: »Ja. Ich glaube, ich muß jetzt auch wieder an die Arbeit.« Ich fühlte einen Unterschied zwischen dem Ulf von der »Erlkönig« und demjenigen, der mir hier das Leben so schwer machte. Der alte Ulf war ein Trinker gewesen, und Bohnenstanges und meine Schwierigkeiten begannen damit, daß wir den Kahn verließen, um Ulf zu suchen, als er nicht rechtzeitig zurückkam und sein Gehilfe annahm, er würde sich wieder einmal in irgendeiner Kneipe betrinken. Hier rührte er keinen Alkohol an. Einige der älteren Männer tranken ab und zu Weinbrand, um sich aufzuwärmen, wie sie behaupteten. Aber er tat das nie. Er verschmähte sogar Bier, das hier ein alltägliches Getränk war, auch den roten Landwein, den wir zum Essen serviert bekamen, ließ er stehen. Manchmal wünschte ich, er würde etwas

trinken. Vielleicht hätte das seine Laune gebessert.

Eines Tages kam ein Bote von Julius in die Burg. Ich weiß nicht, welche Nachricht er brachte, aber in seinem Gepäck hatte er zwei große braune Flaschen aus gebranntem Ton. Es sah so aus, als wäre es ein alter Bekannter von Ulf. In den Flaschen befand sich Schnaps, ein hochprozentiges farbloses Getränk, das in Deutschland weit verbreitet war, und das er offenbar schon oft mit Ulf getrunken hatte. Vielleicht war es das unverhoffte Wiedersehen mit einem alten Freund, vielleicht zog er auch nur den einfachen Schnaps allen anderen alkoholischen Getränken vor, jedenfalls gab Ulf seine Enthaltensamkeit auf, und ich sah beide an einem einfachen Holztisch sitzen. Vor ihnen standen kleine Schnapsgläser und zwischen ihnen eine der braunen Flaschen. Ich war froh, daß Ulf abgelenkt war und ging ihm aus dem Weg.

Am Nachmittag zog der Bote weiter, aber er ließ die volle zweite Flasche zurück. Bei Ulf zeigte sich schon die erste Wirkung des Alkohols. Mittags hatte er nichts gegessen, später öffnete er die zweite Flasche und trank allein weiter. Er schien melancholisch zu werden. Er sprach mit niemandem und kümmerte sich um nichts. Natürlich war das eine Pflichtverletzung, aber man kann vielleicht zu seiner Entschuldigung sagen, daß unsere Arbeit schon zu einer Routine geworden war und wir alle genau wußten, was wir zu tun hatten. Ich wollte ihn weder kritisieren noch entschuldigen, ich war lediglich froh, meine Ruhe zu haben. Es war ein trüber Tag gewesen, und es wurde früh dunkel. Ich machte Ruki Essen zurecht - er bekam eine Art flüssigen Brei, den ich aus verschiedenen Zutaten zusammenrührte, die unsere Wissenschaftler hergestellt hatten – und trug es durch das Zimmer der Wachen, um in den Korridor zu kommen, der zu Rukis Zelle führte. Das natürliche Licht im Wachraum fiel durch zwei hohe Fenster, war aber durch die hereinbrechende Dunkelheit schon sehr schwach geworden. Ich konnte Ulf an den Umrissen erkennen. Er saß am Tisch, die Flasche stand vor ihm. Ich nahm von ihm keine Notiz, aber er rief mich an. »Wo willst du denn hin?« Seine Zunge war schon ziemlich schwer. Ich antwortete: »Ich bringe dem Gefangenen das Essen.« »Komm her!« Ich ging zu ihm, blieb vor ihm stehen und hielt das Tablett in beiden Händen. Ulf fragte: »Warum hast du keine Lampe dabei?« »Dazu ist es noch zu früh.« Das stimmte. Ulf hatte selbst die Zeit festgelegt, zu der die Lampen angezündet werden durften. Noch war es eine Viertel stunde zu früh. Hätte ich auf Grund der Dunkelheit eine Lampe angezündet, er hätte es mit Sicherheit als Mißachtung seiner Befehle angesehen. »Hol eine Lampe«, sagte er. »Und keine Widerrede, Parker. Wenn ich dir sage, du sollst etwas tun, dann beeilst du dich, klar?« »Jawohl. Aber die Hausordnung sagt . . .« Er stand auf, schwankte leicht, stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch und lehnte sich zu mir herüber. Ich konnte seine Alkoholfahne riechen. »Parker, du bist auf - aufsässig! Das dulde ich nicht. Heute hältst du zur Strafe eine Sonderwache. Und jetzt stell das Tablett hin, hol eine Lampe. Hast du das verstanden?« Ich gehorchte schweigend. Der Lichtschein fiel auf sein grobes, vom Trinken gerötetes Gesicht. Ich sagte kühl: »Wenn das alles ist, dann mach' ich jetzt weiter.« Er startete mich böse an. »Du kannst es wohl kaum erwarten, zu deinem Freund hineinzukommen, was? Es ist wohl einfacher, mit dieser Rieseneidechse zu schwatzen, als zu arbeiten, wie?« Ich nahm das Tablett auf. »Kann ich jetzt gehen?« »Warte!« Ich blieb gehorsam stehen. Ulf lachte, nahm ein Glas auf und leerte es in die Schüssel mit dem Essen, das ich für Ruki zurechtgemacht hatte. Ich sah zu, ohne mich zu bewegen.

»Los«, sagte er, »bring deinem Freund sein Abendessen. Er hat heute etwas drin, das ihn fröhlich machen wird.« Ich wußte genau, was ich nun eigentlich tun sollte. Ulf folgte einer betrunkenen Laune. Ich mußte eigentlich ein neues Essen für Ruki machen und dies hier wegwerfen. Doch ich fragte statt dessen gehorsam und verächtlich zugleich. »Ist das ein Befehl?« Seine Wut war genauso groß wie meine, aber er ließ sich hinreißen, während ich äußerlich ruhig blieb. »Du tust, was man dir befiehlt, Parker. Aber ein bißchen plötzlich!«

Ich nahm das Tablett und ging. Jetzt war mir klar, was Bohnenstange gemeint hatte. Mit etwas Entgegenkommen hätte ich Ulf besänftigen können, aber ich fürchte, ich freute mich, daß er diesmal einen Fehler gemacht hatte. Ruki würde das Essen verweigern, so wie er alles stehenließ, das auch nur geringfügig von dem abwich, was er gewohnt war. Ich würde das mitteilen müssen, und der ganze Zwischenfall würde ans Licht kommen. Ich gehorchte nur den Befehlen und folgte den Richtlinien, hatte aber zugleich endlich die Chance, meinem Peiniger eins auszuwischen. Als ich die Luftschleuse erreichte, hörte ich Ulf rufen. Ich ging in die Zelle, stellte das Tablett hin und ging wieder hinaus, um zu hören, was Ulf jetzt schon wieder von mir wollte. Ulf stand auf unsicheren Beinen und schrie: »Befehl widerrufen! Mach der Eidechse ein anderes Essen.« Ich antwortete: »Ich habe das Tablett hineingebracht.« »Dann hol es wieder raus! Warte, ich komme mit. «Ich ärgerte mich, daß mein Plan fehlgeschlagen war. Ruki würde das zweite Mahl essen, und ich hatte keinen Grund mehr, Bericht zu erstatten. Ich hätte natürlich sagen können, daß Ulf während der Dienstzeit betrunken war, aber das gefiel mir nicht sonderlich, wenn ich ihn auch noch so sehr haßte. Schweigend ging ich neben ihm her und bedauerte, daß er noch einmal davonkommen würde. Die Luftschleuse war für zwei fast zu eng. Wir mußten uns dicht aneinanderpressen, als wir die Atemmasken aufsetzten, die wir innerhalb der Zelle benötigten. Ulf öffnete die innere Tür und ging als erster hindurch. Ich hörte, wie er einen überraschten und gequälten Schrei ausstieß. Als ich schnell vortrat, sah auch ich, was geschehen war. Die Schüssel war leer. Ruki lag der Länge nach auf dem Boden und bewegte sich nicht.

Julius kam zur großen Konferenz in die Burg zurück. Es sah aus, als hinke er schlimmer als je zuvor, aber er war

trotzdem heiter und zuversichtlich. Am Kopfende des langen Tisches drängten sich die Wissenschaftler, darunter Bohnenstange, um ihn. Fritz und ich saßen neugierig am Ende. Andre, der Kommandeur der Burg, eröffnete die Sitzung.

Er sagte: »Wir haben es immer für das beste gehalten, die Städte der Meister von innen her zu bekämpfen. Die Frage war nur: Wie? Wir können natürlich eine gewisse Anzahl von Männern in die Städte einschleusen, aber es werden niemals genug sein, um die Meister in ihrem eigenen Element wirksam zu schlagen. Es ist sicher möglich, einige ihrer Maschinen zu zerstören, aber damit sind die Städte selbst nicht entscheidend lahmgelegt. Die Meister würden den Schaden mit Sicherheit beheben können, und dann wäre unsere Position schlechter als zuvor, denn sie würden gewarnt sein, und einem zweiten Angriff wirksam begegnen. Selbst wenn wir die Ringmauern der Städte durchschneiden könnten, würden die Meister zurückschlagen und die Beschädigungen rasch reparieren. Folglich mußten wir etwas suchen, womit wir alle Meister zur gleichen Zeit treffen konnten. Ein Vorschlag ist, ihre Luft zu vergiften. Das ist vielleicht möglich, aber ich glaube nicht, daß wir in der uns verbleibenden Zeit ein wirksames Gift entwickeln können. Den besten Erfolg versprach die Veränderung oder Vergiftung des Wassers. Sie verbrauchen unheimlich viel Wasser, sowohl zum Trinken wie zum Baden. Selbst wenn man in Rechnung stellt, daß sie doppelt so groß und viermal so schwer sind wie ein normaler Mensch, ist festzustellen, daß ihre Flüssigkeitsaufnahme etwa sechsmal so groß ist wie unsere. Wenn wir einen Zusatz in ihr Wasser schütten könnten - vielleicht wäre das die Lösung. Durch unsere Versuche mit dem Gefangenen haben wir bisher feststellen müssen, daß sie auf jede Veränderung des Wassers oder der Nahrung äußerst empfindlich reagieren. Der Gefangene rührte einfach nichts an, was ihm eventuell schaden konnte. Durch einen glücklichen Zufall wurde Schnaps in sein Essen geschüttet. Der Gefangene verzehrte seine Mahlzeit, ohne zu zögern, und war nach knapp einer Minute gelähmt.«

Julius fragte: »Wie lange dauerte es, bis er sich wieder erholte?« »Nach sechs Stunden stellten wir fest, daß er aus seiner Ohnmacht erwachte. Nach zwölf Stunden hatte er das volle Bewußtsein wiedererlangt, konnte seine Bewegungen aber noch nicht kontrollieren, und war sehr verwirrt. Nach vierundzwanzig Stunden war er wieder völlig normal.« »Und seitdem?«

»Nichts«, sagte Andre. »Natürlich ist er beunruhigt und nicht mehr ganz so sicher, daß unser Vorhaben gegen seine Artgenossen ein Mißerfolg werden wird. Zumindest nehme ich das an.« Julius fragte: »Wie ist das zu erklären? Ich meine die Lähmung?«

Andre zuckte die Schultern. »Wir wissen, daß der Alkohol den Bereich des Gehirns beeinflusst, der die motorischen Bewegungen steuert. Ein Betrunkener kann nicht mehr gerade gehen oder seine Hände normal gebrauchen. Er fällt manchmal sogar um. Wenn er genug Alkohol trinkt, dann setzt auch beim Menschen eine gewisse Lähmung ein. Aber es scheint so zu sein, daß die Meister in dieser Hinsicht viel empfindlicher und verwundbarer sind als wir. Aber ebenso wichtig ist, daß sie keine Möglichkeit haben, den Zusatz von Alkohol im Wasser zu bemerken. Die Alkoholmenge kann relativ gering sein. In unserem Falle waren es nur Bruchteile eines vollen Glases. Ich glaube, wir haben gefunden, wonach wir gesucht haben.« »Alkohol im Trinkwasser«, sagte Julius überlegend.

»Wahrscheinlich kann man es nicht außerhalb der Stadt zusetzen. Wir wissen, daß sie eine große Filteranlage besitzen. Es geht also nur von innen. Wir müssen mehrere Leute einschleusen. Aber wie machen wir es mit dem Alkohol? Selbst wenn man nur eine kleine Menge für den einzelnen Meister braucht, bei ihrer Zahl benötigen wir doch eine beträchtliche Menge. Das können wir unmöglich in die Stadt transportieren.« »Unsere Leute könnten den Alkohol in der Stadt herstellen«, erklärte Andre. »In der Stadt gibt es genügend Zucker, denn man braucht ihn, um die Nahrung für die Meister und Sklaven herzustellen. Wir müssen nur Destillierapparate aufstellen. Wenn genug Alkohol vorhanden ist, wird er einfach ins Trinkwasser gemischt.« Andre sah Julius an: »Wir müssen es nur in allen drei Städten gleichzeitig machen. Die Meister wissen, daß sie Gegner haben, spätestens seit wir einen Dreibeiner zerstört und einen von ihnen gefangengenommen haben. Aber den letzten Berichten zufolge, holen sie noch immer Sklaven in die Stadt. Das heißt, noch haben sie zu den Geweihten Vertrauen. Wenn sie erst einmal gemerkt haben, daß man auch so tun kann als wäre man geweiht, dann wird es schwieriger.« Julius nickte. »Wir müssen losschlagen, solange sie noch ahnungslos sind. Der Plan ist gut. Bereite alles vor!« Später wurde ich zu Julius gerufen. Er schrieb in einem Buch, schaute aber auf, als ich eintrat.

»Ah, Will«, begrüßte er mich. »Komm her und setz dich. Du weißt, daß Ulf die Burg verlassen hat?« »Ja, ich habe ihn heute morgen gehen sehen.« »Mit Befriedigung, nehme ich an?« Ich sagte nichts. »Er ist ein schwerkranker Mann, und ich habe ihn weiter nach Süden, in die warme Sonne geschickt. Für die kurze Zeit, die ihm noch bleibt, wird er uns dort dienen, so wie er es sein ganzes Leben lang getan hat. Er ist ein unglücklicher Mann. Obwohl alles gut ausgegangen ist, sieht er nur Fehlschläge. Vor allem, weil er eine alte Schwäche nicht überwinden konnte. Du solltest ihn nicht verachten, Will.« »Das tue ich auch nicht.«

»Auch du hast deine Schwächen. Nicht so wie Ulf, aber sie bringen dich zu leichtsinnigem Verhalten. Wie diesmal, Ulf's Leichtsinn war, daß er sich betrank, deiner, daß du den Stolz höher bewertet hast als klare Überlegung. Ich will dir etwas sagen. Ich habe Ulf und dich zum Teil auch deshalb wieder zusammengebracht, damit du Disziplin lernst und sorgfältiger nachdenkst, ehe du handelst. Nun, es hat nicht geklappt.« »Es tut mir leid«, antwortete ich.

»Das ist immerhin etwas. Ulf geht es übrigens ebenso. Bevor er aufbrach, hat er mir etwas gesagt. Er gibt sich selbst

die Schuld dafür, daß du und Bohnenstange bei eurer ersten Begegnung mit Ulf verlorengegangen seid. Er wußte, daß er nicht in der Stadt bleiben durfte, denn das gab euch die Entschuldigung dafür, an Land zu gehen und ihn zu suchen. Hätte ich das gewußt, dann wäre er nicht hierher gekommen. Manche Menschen sind wie Wasser und Öl. Ihr beide seid es offenbar gewesen.« Er schwieg eine Zeitlang, und ich fühlte mich unter dem forschenden Blick seiner blauen Augen ziemlich unbehaglich. Dann sprach er weiter: »Dieses geplante Unternehmen - hast du Lust mitzumachen?«

Schnell und begeistert sagte ich: »Aber sicher!« »Nun, mein Verstand rät mir, deine Bitte abzulehnen. Du hast dich zwar gut geschlagen, aber du hast es nicht gelernt, dein Temperament zu zügeln. Ich weiß auch nicht, ob du es jemals lernen wirst.«

»Aber es ist immer gut gegangen!« »Ja, weil du Glück hattest. Ich werde also unvernünftig sein und dich mitschicken. Außerdem kennst du die Stadt und bist schon deshalb wichtig. Aber wenn ich ehrlich bin, dann muß ich sagen, daß mich dein Glück am meisten beeindruckt. Du bist so etwas wie unser Maskottchen.« Ich sagte mit Nachdruck: »Ich will mir alle Mühe geben.« »Ich weiß. Du kannst jetzt gehen.« Ich stand auf und ging zur Tür, als er mich zurückrief: »Noch eins, Will!« »Ja?« »Vielleicht denkst du mal ab und zu an diejenigen, die nicht so viel Glück haben. Wie zum Beispiel Ulf.«

Der Kampf gegen die Stadt

Nicht im nächsten, sondern erst im Frühjahr des übernächsten Jahres wurde das Unternehmen gestartet.

In der Zwischenzeit hatte es unendlich viel Arbeit gegeben. Die Vorbereitungen liefen an, Pläne wurden gemacht, unsere Ausrüstung wurde hergestellt, und wir probten immer wieder unsere Aktionen. Außerdem mußten wir mit unseren Leuten, die in der Nachbarschaft der anderen beiden Monstermetropolen Widerstandsgruppen gebildet hatten, Kontakt aufnehmen. Es wäre einfacher gewesen, wenn wir die Nachricht mit Hilfe der unsichtbaren Strahlen, die unsere Vorfahren schon gekannt hatten und die auch die Meister selbst benutzten, übermittelt hätten. Unsere Wissenschaftler hätten die dafür notwendigen Geräte ohne Schwierigkeiten bauen können. Aber wir entschieden uns gegen diese Möglichkeit. Die Meister sollten sich nach wie vor sicher fühlen. Wenn wir nämlich Radiowellen benutzt hätten, wäre es von ihnen sofort bemerkt worden, und sie hätten gewußt, daß eine groß angelegte Rebellion geplant wurde.

Deshalb mußten wir uns mit primitiveren Möglichkeiten begnügen. Wir verließen uns zum Teil auf Brieftauben, zum Teil auf Reiter und schnelle Pferde. Wir planten weit in die Zukunft und stimmten uns mit den anderen Widerstandsgruppen ab. Deshalb mußten die führenden Männer der entfernten Zentren zurückkommen, damit sie von dem ganzen Ausmaß des geplanten Angriffs in Kenntnis gesetzt werden konnten.

Henry war einer derjenigen, die zurückkamen. Fast hätte ich ihn nicht erkannt. Er war gewachsen und schmal geworden, und durch die heiße Tropensonne hatte seine Haut einen Bronzeton bekommen. Er wirkte sehr zuversichtlich und war mit dem Lauf der Dinge zufrieden. Auf der Landbrücke, in der Nähe der zweiten Stadt der Meister, hatten er und seine Leute eine Widerstandsgruppe angetroffen, die ganz ähnlich wie unsere organisiert war. Sie hatten sich zusammengetan. Der Informationsaustausch war nützlich gewesen, und Henry hatte einen Führer der anderen Gruppe mitgebracht. Er hieß Walt und war ein großer, schlanker, braungebrannter Mann, der nur selten etwas sagte. Wenn er es tat, dann sprach er in einem merkwürdig singenden Tonfall.

Henry, Bohnenstange und ich saßen eines Nachmittags zusammen und sprachen von vergangenen Zeiten und von unserer unmittelbaren Zukunft. Während wir uns unterhielten, sahen wir einem Experiment unserer Wissenschaftler zu. Es war Spätsommer, und von der Burgmauer aus blickten wir über das Meer, das sich ruhig, blau und nur ganz schwach gekräuselt bis zum fernen Horizont erstreckte. Es wirkte alles sehr friedlich, es schien eine Welt zu sein, in der es keine Tripoden oder Meister gab. (Die Dreibeiner kamen auch tatsächlich niemals zu diesem abgelegenen Küstenstrich, und das war auch einer der Gründe gewesen, warum wir die alte, halbzerstörte Burg zu einem wichtigen Stützpunkt gemacht hatten.) Direkt unter uns drängte sich eine kleine Gruppe von Wissenschaftlern um zwei Gestalten, die Shorts anhatten, wie ich sie als Sklave in der Stadt genauso auch getragen hatte. Das war nicht die einzige Ähnlichkeit, denn sie hatten eine Atemmaske über Kopf und Schultern, die fast genauso aussah wie diejenige, die mich vor der giftigen Luft der Meister geschützt hatte. Es gab nur einen Unterschied:

dort, wo die Ausbuchtung mit dem Filter hätte sein müssen, war ein Schlauch angeschlossen, der zu einem Metallbehälter führte, den man ihnen auf den Rücken gebunden hatte. Auf ein Signal hin kletterten die beiden Männer über die Klippen und wateten ins Wasser. Das Wasser stieg über ihre Knie, ihre Hüften, ihre Schultern. Dann schnellten sie gleichzeitig nach vorn und tauchten unter. Einige Augenblicke lang konnte man sie als schattenhafte Gestalten im Wasser erkennen. Sie schwammen von der Küste weg und verschwanden aus dem

Blickfeld. Wir warteten darauf, daß sie wieder auftauchten. Unsere Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Die Sekunden dehnten sich zu Minuten, und ich begann mir Sorgen zu machen, obwohl man mir gesagt hatte, was kommen würde. Ich nahm fast sicher an, daß etwas schiefgelaufen war und daß die beiden in der unendlichen Bläue ertrunken waren. Sie mußten gegen die Flut anschwimmen. An unserer Küste gab es zudem unberechenbare Strömungen und gefährliche Unterwasserklippen. Langsam und unerbittlich verstrich die Zeit. Mit diesem Experiment sollte eine Möglichkeit erprobt werden, wie man eventuell in die Städte der Meister eindringen könnte. Wir konnten natürlich nicht wieder so vorgehen wie beim erstenmal, sondern mußten einen direkteren Weg finden. Die einfachste Lösung schien zu sein, den einstigen Fluchtweg von Fritz und mir zu benutzen und vom Fluß aus durch die Abwasserkanalisation in die Stadt hineinzukommen. Die Schwierigkeit war nur, daß selbst beim Schwimmen mit der Strömung unsere Kräfte fast erschöpft, in meinem Fall sogar völlig verbraucht worden waren. Es war unmöglich, ohne Hilfsmittel gegen die Strömung anzuschwimmen. Nach einiger Zeit stieß ich hervor: »Es hat nicht funktioniert, sie können nicht mehr am Leben sein!« Bohnenstange meinte: »Warte es ab.« »Aber es müssen doch schon mehr als zehn Minuten vergangen sein . . .« »Fast fünfzehn.« Plötzlich rief Henry: »Seht, dort drüben!« Ich blickte in die angedeutete Richtung. Weit draußen in dem blauen Meer erschien ein schwarzer Punkt, ein zweiter tauchte dicht daneben auf. Henry sagte: »Es hat geklappt, aber ich verstehe nicht, wie es funktioniert.« Bohnenstange versuchte es uns zu erklären. Ich hatte immer geglaubt, daß Luft ein unsichtbares Nichts sei, aber er behauptete, daß sie aus zwei verschiedenen Gasen zusammengesetzt sei und daß wir das eine Gas, das zudem noch in geringerer Menge in der Luft vorhanden war, zum Leben brauchten. Die Wissenschaftler hatten herausgefunden, wie man die beiden Gase voneinander trennen und das lebenswichtige in die Behälter auf den Rücken der Schwimmer pressen konnte. Mit Ventilen regulierte man den Verbrauch der beiden Männer. Sie atmeten innerhalb der beiden Masken und konnten auf diese Weise sehr lange unter Wasser bleiben. Schwimmflossen an den Füßen waren eine zusätzliche Hilfe, um gegen eine starke Strömung anzuschwimmen. Wir hatten einen Weg gefunden, wie man in die Städte eindringen konnte. Am nächsten Morgen verließ Henry unseren Stützpunkt. Er nahm den hageren, schweigsamen Fremden wieder mit. In seinem Gepäck befanden sich die Atemmasken, die Schläuche, Luftbehälter und Schwimmflossen.

Von einem Versteck am Flußufer aus sah ich die Stadt aus Gold und Blei wieder und konnte nicht verhindern, daß mich ein Schaudern erfaßte. Die goldene Mauer wurde von der Kuppel aus grünem Kristall überwölbt, die Metropole lag genau über dem Fluß und reichte auf beiden Ufern noch weit ins Land hinein. Groß, massiv und scheinbar unverwundbar glitzerte die Stadt der Meister in der Sonne. Es war vermessen, anzunehmen, daß sie von dem halben Dutzend Männern zerstört werden könne, die sich hier am Fluß versammelt hatten.

Kein Geweihter würde es wagen, so nahe an die Stadt heranzugehen, und so waren wir wenigstens vor einer Entdeckung durch sie sicher. Wir sahen eine große Menge Tripoden, die mit Riesenschritten von der Stadt wegstampften und diejenigen ablösten, die zurückkehrten. Aber wir blieben ihren festgelegten Routen wohlweislich fern. Wir lagen hier schon drei Tage im Versteck, und dies war der letzte. Als das Sonnenlicht verschwand, begannen die letzten Stunden vor dem entscheidenden Unternehmen.

Es war nicht leicht gewesen, den Angriff auf die drei verschiedenen Städte zeitlich aufeinander abzustimmen. Das Eindringen mußte zu verschiedenen Zeiten geschehen, wenn wir den Schutz der Nacht ausnutzen wollten. Henry würde zum Beispiel mit seiner Gruppe sechs Stunden nach uns starten, im Osten würden unsere Verbündeten jetzt, mitten in der Nacht, ins Wasser steigen. Wir wußten auch, daß der Angriff auf die Stadt im Osten der schwächste Punkt in unserem Plan war. Die Widerstandsgruppe war dort besonders klein und lebte in einem Land, in dem die Geweihten einer anderen Rasse angehörten und eine völlig unverständliche Sprache besaßen. Das war auch der Grund dafür gewesen, daß wir nur sehr wenige Gefolgsleute anwerben konnten. Diejenigen, die den Angriff durchführen sollten, waren im letzten Herbst bei uns in der Burg gewesen. Sie waren klein und gelbhäutig, redeten kaum und lächelten fast nie. Sie hatten allerdings etwas Deutsch gelernt, und Fritz und ich hatten ihnen erzählt, was sie innerhalb der Stadt erwarten würde. (Wir nahmen an, daß alle drei Städte nach dem gleichen Muster gebaut waren.) Sie hatten zugehört und freundlich genickt, aber wir wußten nie, was sie wirklich verstanden hatten. Jedenfalls konnten wir jetzt nichts mehr daran ändern. Wir mußten uns auf unsere eigene Aufgabe konzentrieren. Langsam wurde es dunkel über der Stadt, dem Fluß, der großen Ebene und den fernen Ruinen, die einmal eine Stadt unserer Vorfahren gewesen waren. Zum letzten mal aßen wir in der frischen Luft. Von jetzt an würden wir auf das angewiesen sein, was wir in der Stadt fanden; wir würden wieder die geschmacklose Nahrung der Sklaven in einem der Gemeinschaftsräume essen. Im letzten Licht konnte ich meine Gefährten sehen. Sie waren wie Sklaven gekleidet und hatten ihre Masken schon bereitgelegt. Sie waren blaß, genauso wie ich, denn wir hatten den letzten Winter jeden Sonnenstrahl sorgfältig gemieden. Auf dem Kopf trugen wir die falschen Kappen, und unser Haar wuchs durch das Metallgeflecht hindurch. Aber wir sahen dennoch nicht wie Sklaven aus, und ich glaubte nicht, daß unsere Tarnung ausreichte. Würde nicht der erste Meister, der einen von uns sah, die Wahrheit ahnen und Alarm schlagen? Doch jetzt war nicht die Zeit, sich darüber Gedanken zu machen. Dicht über dem westlichen Horizont leuchtete ein Stern auf. Fritz war der Anführer unserer kleinen Gruppe. Er schaute auf eine Uhr. Er als einziger durfte eine Uhr

tragen, und er mußte sie im Gürtel seiner Shorts versteckt halten. Seine Uhr ging auf die Sekunde genau und war außerdem noch wasserdicht. Sie war nicht von unseren Wissenschaftlern gebaut worden, sondern sie war ein Werk von Handwerkern, die lange vor dem Erscheinen der Meister gelebt hatten. Sie erinnerte mich an die, die ich in den Ruinen der großen Stadt der Vorfahren gefunden und beim Kahnfahren mit Eloise de la Tour Rouge verloren hatte. - Wie lange lag das alles schon zurück! »Jetzt ist es Zeit«, sagte Fritz, »los!« Vor uns waren schon Erkundungsschwimmer in der Kanalisation der Stadt gewesen. Sie hatten die Aufgabe gehabt, festzustellen, welche Form und Größe die unterirdischen Durchlässe hatten. Es gab im ganzen vier Stück. Sie waren ziemlich breit und endeten wahrscheinlich in einem Teich, der etwa die Form und Größe haben mußte wie derjenige, in den wir bei unserer Flucht eingetaucht waren. Jedenfalls hörten die Durchlässe etwa fünfzehn Meter unter der Wasseroberfläche auf. Wir stiegen nacheinander in den Fluß und kämpften uns gegen die Strömung vorwärts. Um den Kopf hatten wir ein Stirnband gebunden, auf dem eine kleine Lampe befestigt war. Auch dies war eines der Wunder der Vorfahren, aber diesmal hatten Bohnenstange und seine Kollegen diese Lampen nachgebaut. Obwohl Bohnenstange gern bei uns mitgemacht hätte, mußte er im Hauptquartier zurückbleiben. Der Grund dafür war nicht nur die Tatsache, daß die Wissenschaftler nicht gut auf ihn verzichten konnten, die Schwäche seiner Augen wog weit schwerer. Seine Brille würde sich unter Wasser beschlagen, und zum zweiten würde er mit der Brille in der Stadt von den anderen Sklaven abstechen und Aufmerksamkeit erregen.

Vor mir bewegten sich die Lichter in gerader Linie. Dann war eines plötzlich verschwunden. Dort mußte also der Anfang des Durchlasses sein. Ich tauchte weiter hinunter und erblickte eine leicht geschwungene Mauer aus Metall, in der die schattenhaften Umrisse einer Röhre sichtbar wurden. Ich strampelte mit den Beinen, und die Schwimmflossen drückten mich schnell voran. Die Röhre schien endlos lang. Vor mir sah ich einen schwachen Schein, es war das Licht meiner eigenen Lampe. Der Wasserdruck, gegen den ich ankämpfen mußte, war stark und gleichmäßig. Manchmal fürchtete ich sogar, daß wir überhaupt nicht vorankamen. Konnte die Strömung nicht so stark sein, daß unsere Vorwärtsbewegung nur scheinbar ein echter Fortschritt, in Wirklichkeit jedoch eine Sinnestäuschung war? Vielleicht traten wir auf der Stelle und würden, wenn wir müde waren, aus der glatten Röhre wieder in den Fluß hinausgeschwemmt werden. Ich hatte den Eindruck, daß das Wasser etwas wärmer wurde. Aber auch das konnte eine Täuschung sein. In dem Augenblick verschwand das Licht vor mir. Ich strengte mich noch mehr an und zwang mich, stärker mit den Beinen zu schlagen. Von Zeit zu Zeit hatte ich mit den ausgestreckten Armen die obere Röhrenwand berührt. Ich tastete wieder nach oben, stieß aber auf keinen Widerstand. Und über mir, hoch über mir, schimmerte grünes Licht. Ich schwamm nach oben und tauchte endlich auf. Wir hatten vorher abgesprochen, dicht an die Mauer heranzuschwimmen, die den Abwasserteich umgab. Auf diese Weise würden wir vor fremden Augen geschützt sein. Der Mann, der vor mir geschwommen war, befand sich schon im Schutz der Mauer und trat Wasser. Schweigend nickten wir uns zu. Dann tauchten nacheinander die anderen auf. Fritz war der letzte, und ich war erleichtert, als ich ihn sah.

Beim letzten mal hatte sich niemand in der Nacht nahe beim Abwasserteich aufgehalten, aber darauf durften wir uns nicht verlassen. Fritz stemmte sich an der Mauer vorsichtig hoch und sah sich um. Dann winkte er uns zu, und wir kletterten leise hinaus und betraten wieder festen Boden. Gleichzeitig drückte uns das bleierne Gewicht unseres Körpers. Die erhöhte Schwerkraft innerhalb der Stadt hielt uns wieder gefangen. Obwohl meine Kameraden vorgewarnt waren, taumelten sie unter dem plötzlichen Gewicht. Die Schultern sackten nach vorn, die Elastizität verschwand aus ihren Körpern. Ich wußte, daß es bei mir genauso war. Ich erkannte erleichtert, wir würden uns von den anderen Sklaven wohl doch nicht unterscheiden.

Schnell zogen wir die Schläuche aus unseren Atemmasken und banden die Sauerstoffbehälter auf unseren Rücken ab. Jetzt hatten wir nur noch normale Masken, und die schwammartigen Filter in den seitlichen Ausbuchtungen schützten uns vor der giftigen Luft der Meister. Später würden wir die Filter in den Gemeinschaftsräumen für Sklaven auswechseln. Wir schlugen Löcher in die Sauerstoffkanister und banden diese und die Atemschläuche zusammen. Dann stieg einer von uns wieder in den Teich zurück und drückte sie so lange unter Wasser, bis sie mit Wasser angefüllt absackten. Die Strömung würde sie in den Fluß hinaustreiben. Selbst wenn ein Geweihter sie fände -morgen oder übermorgen-, er wüßte nichts damit anzufangen und würde sie sicher für ein weiteres Geheimnis der Tripoden halten. Wir wußten ja, daß mit dem Abwasser von Zeit zu Zeit auch feste Gegenstände aus der Stadt im Fluß auftauchten.

Wir konnten wieder miteinander reden, achteten aber sehr darauf, keinen unnötigen Lärm zu machen. Fritz nickte uns zu, und wir gingen los. Wir kamen an den Haltevorrichtungen für die Netze vorbei, die dem Wasser die Wärme entzogen. Hinter dem letzten Netz dampfte das Wasser und schlug manchmal sogar Blasen. Dann gingen wir an dem Wasserfall vorbei, der den Teich mit Wasser versorgte, und dann betraten wir die große Halle mit dem spitz zulaufenden Dach. Auf beiden Seiten eines schmalen Ganges standen riesige Kistenstapel, dahinter schwang sich die steile, gewundene Rampe nach oben. Sie führte auf die Straße. Das Licht um uns herum war grün, und grüne, leuchtende Kugeln hingen in regelmäßigen Abständen von der Decke.

Fritz ging voran, schlich von einer Deckung zur nächsten, blickte sich vorsichtig um und winkte uns dann, ihm zu

folgen. In der Nacht hatten nur wenige Meister etwas zu tun, aber wir mußten dennoch aufpassen. Wir durften nicht gesehen werden, denn nachts sollte kein Sklave unterwegs sein. Außerdem schleppten wir merkwürdige Gegenstände mit uns herum. Es waren Teile von Destillationsapparaten, von denen wir annahmen, daß wir sie in der Stadt nicht finden würden.

Langsam und vorsichtig durchquerten wir die schlafende Stadt. Wir kamen an geschäftig summenden Maschinen vorbei, dann wieder an den verlassenen Gartenteichen, in denen häßliche, dunkelfarbige Pflanzen wie drohende Wesen wirkten. Dann gingen wir an der Längsseite der großen Arena vorbei, in der das Sphärenspiel stattfand. Als ich diesen und andere vertraute Plätze wieder erkannte, schienen die Jahre des Lebens in Freiheit wieder von mir abzufallen. Ich glaubte fast, daß ich wieder auf dem Rückweg zur Pyramide 19 war, in der mein Meister auf mich wartete. Dort wartete er darauf, daß ich ihm sein Bett machte, ihm den Rücken bürstete, die Mahlzeiten zubereitete - oder einfach mit ihm sprach und ihm Gesellschaft leistete, was er auf eine merkwürdige, für die Meister ungewöhnliche Art, gern hatte.

Wir hatten einen weiten Weg zurückzulegen, der dadurch noch beschwerlicher wurde, daß wir so vorsichtig sein mußten.

Endlich erreichten wir die andere Seite der Stadt und kamen in die Gegend, wo der Fluß in die Stadt geleitet wurde und die Maschinen standen, die das Wasser für die Meister reinigten und aufbereiteten. Die Dunkelheit der Nacht hellte sich zur grünen Dämmerung des Tages auf. Draußen, in der Welt außerhalb der Stadt, würde die Dämmerung hell und klar über den fernen Bergen hereinbrechen.

Wir waren müde, naß vor Schweiß, durstig, und die ständig gleichbleibende Schwere ließ unsere Glieder schmerzen und uns nach vorn übersenden. Dazu kam noch die große Hitze. Doch es würde noch stundenlang dauern, bis wir in einen der Gemeinschaftsräume gehen, die Masken abnehmen und essen und trinken könnten. Ich hätte gern gewußt, wie die anderen diese Anstrengungen ertrugen. Denn Fritz und ich hatten diese Strapazen ja schon einmal durchgemacht und konnten uns darauf einstellen. Wir überquerten einen offenen, dreieckigen Platz und versteckten uns unter einer knorpeligen, baumähnlichen Pflanze, die aus dem unvermeidlichen Gartenteich herausragte. Fritz stieg auf eine Rampe, blieb stehen und winkte uns dann zu folgen. Als Nachhut mußte ich warten, bis alle anderen losgegangen waren. Als ich folgen wollte, bemerkte ich, daß Fritz nicht mehr winkte, sondern seine Hand warnend in die Luft hob. Ich blieb wie erstarrt stehen und wartete. In der Ferne hörten wir ein Geräusch: eine schnelle Folge rhythmischen Klatschens. Ich erkannte es sofort: drei Füße traten rasch nacheinander auf die Steinstraße.

Ein Meister! Ich bekam eine Gänsehaut, als ich ihn in dem düftigen grünen Licht auf der anderen Seite des Platzes vorbeigehen sah. Ich hatte geglaubt, daß ich mich an sie gewöhnt hätte, denn schließlich hatte ich Ruki doch schon eine lange Zeit bedient und versorgt. Aber Ruki war unser Gefangener und konnte den kleinen, kahlen Raum, in dem er lebte, nicht verlassen. Als ich diesen Meister frei in der Stadt herumgehen sah, die ein Symbol ihrer Macht und Stärke war, kehrten alle meine Ängste und der Haß zurück, den ich schon vergessen geglaubt hatte.

Während unserer früheren Streifzüge hatten Fritz und ich festgestellt, daß es eine ganze Reihe von Gebäuden in der Stadt gab, die kaum oder nie benutzt wurden. Einige davon waren Lagerhallen, in denen gestapelte Kisten herumstanden, andere waren völlig leer und warteten auf eine künftige Aufgabe. Ich glaubte, die Meister hatten die Stadt so groß gebaut, damit sie noch viele andere Bewohner in Zukunft aufnehmen konnte. Im Augenblick wurde sicher noch nicht der ganze zur Verfügung stehende Raum gebraucht.

Für uns war diese Tatsache von Vorteil. Die Meister waren stark von Gewohnheiten bestimmte Wesen, das zeigte sich schon an den ständig unveränderten Patrouillengängen der Dreibeiner. Ihre menschlichen Sklaven würden ohnehin nur dann von ihrer Seite weichen, wenn sie einen bestimmten Auftrag auszuführen hatten. Es war für sie undenkbar, neugierig herumzustreifen und die Geheimnisse ihrer Götter erforschen zu wollen.

Unser Ziel war eine Pyramide, die Fritz schon einmal genau durchsucht hatte und die nur knapp hundert Meter von den Wasserreinigungsanlagen entfernt lag. Man konnte deutlich erkennen, daß das Erdgeschoß nicht benutzt wurde. Auf den ungeschützten Seiten und Oberflächen der Kisten wuchs ein weicher, bräunlicher Schwamm, der bei der geringsten Berührung sofort in sich zusammenfiel. (In der Stadt gab es viele Orte, an denen diese Gewächse langsam große Flächen überzogen. Aber die Meister schien es nicht zu stören.) Um uns noch zusätzlich abzusichern, kletterten wir auf der schmalen, spiralförmigen Rampe in den Keller hinunter. Dort waren die Kisten noch höher gestapelt. Wir räumten eine Ecke aus und stellten unsere Apparate sofort auf.

Einen Teil der nötigen Ausrüstung mußten wir uns in der Stadt irgendwie beschaffen. Wir wußten, wo wir Glasröhrchen und Krüge bekommen konnten. In der Hauptsache hatten wir uns Werkzeug, Gummischläuche und Stöpsel mitgebracht. Um die notwendige Wärme zu erzeugen, wollten wir das Energiesystem der Stadt anzapfen. Innerhalb der Stadt gab es keine offenen Feuerstellen, aber es gab Geräte, die nun nicht mehr so geheimnisvoll waren, wie sie uns erschienen. Es gab Heizplatten in verschiedenen Größen, die eine starke Hitze ausstrahlten, wenn man auf einen Kopf drückte. Die kleinen wurden von den Sklaven benutzt, wenn sie die Nahrung der Meister zum Kochen bringen wollten. Diese Platten waren mit dicken Schnüren versehen, die in Steckdosen an den Wänden paßten. Wenn eine Platte nicht mehr heiß wurde, wurde sie einfach angeschlossen. Nach etwa eine Stunde

funktionierte sie wieder tadellos. Bohnenstange hatte uns erklärt, daß es sich hierbei um eine andere Form der Elektrizität handelte, die unsere Wissenschaftler wiederentdeckt hatten.

Inzwischen war es voller Tag. Das Licht zeigte verschiedene grüne Töne, und oben an der Kuppel war sogar der schwache helle Kreis der Sonne zu sehen. In zwei Gruppen - Fritz führte die eine, ich die andere - gingen wir in die Gemeinschaftsräume, um uns zu erfrischen, zu essen, zu trinken und die Filter in unseren Atemmasken auszuwechseln. Auch die Gemeinschaftsräume hatten wir sorgfältig ausgewählt. Sie befanden sich in einer der größten Pyramiden, in der viele Meister aus allen Teilen der Stadt zusammenkamen, um irgendeiner Arbeit nachzugehen. (Wir wußten nicht, was sie eigentlich taten, aber es gab ja noch so vieles, was wir nicht wußten.) Das bedeutete, daß in den Gemeinschaftsräumen ein ständiges Kommen und Gehen herrschte. Die Sklaven, die mit ihren Meistern gekommen waren, warteten hier, bis ihre Dienste wieder gewünscht wurden, und verschwanden dann. Fritz hatte bemerkt, daß einige von ihnen stundenlang in den für die Sklaven eingerichteten Räumen warteten und auf den Liegen schliefen. Die meisten kannten sich nicht und begegneten sich praktisch nur dann wirklich, wenn sie miteinander um freie Liegen stritten. Auf der anderen Seite waren die Sklaven immer viel zu erschöpft, um genügend Konzentration für eine genaue Beobachtung aufzubringen.

Diese Gemeinschaftsräume mußten unsere Versorgungszentren sein. Das betraf nicht nur Essen und Trinken, sondern ebenso Ruhe und Schlaf. Wir würden immer nachts arbeiten und mußten tagsüber versuchen, zu etwas Schlaf zu kommen - nie besonders viel, höchstens ein paar Stunden.

Während des ersten Tages suchten wir die Sachen zusammen, die wir noch brauchten. Es war erstaunlich, wie glatt alles lief. André hatte recht, wenn er meinte, unser Erfolg beruhe darauf, daß der Angriff auf die drei Städte zur gleichen Zeit erfolgte, denn wir konnten unser Ziel nur erreichen, solange die Meister uneingeschränkt darauf vertrauten, daß sie die Geweihten völlig kontrollierten. Wir konnten hingehen, wohin wir wollten, wir konnten mitnehmen, was wir wollten, denn es war undenkbar, daß die Sklaven etwas taten, was nicht von den Meistern selbst befohlen war. Wir schlepten unsere Beute direkt vor den Augen der Feinde durch die Straßen. Zwei von uns zogen ein Faß auf einem kleinen Karren über einen offenen Platz, während mehr als zwölf Meister mit Hingabe in dem Gartenteich herumplanschten.

Als wichtiges Requisite benötigten wir Fässer. Wir brachten drei davon in unseren Keller und füllten sie mit einem Gemisch aus Wasser und dem keksähnlichen Zeug, das zur Ernährung der Sklaven diente. Dem scheußlich aussehenden halbfüssigen Brei setzten wir getrocknete Hefe zu, die wir mitgebracht hatten. Es dauerte nicht lange, bis die Gärung einsetzte. Unsere Wissenschaftler hatten zwar behauptet, daß auch in der anderen Atmosphäre der Stadt alles normal verlaufen würde, aber wir waren doch erleichtert, als wir die ersten Blasen aufsteigen sahen. Der erste Abschnitt unserer Alkoholproduktion hatte begonnen.

Sobald wir damit fertig waren, setzten wir den Destillationsapparat zusammen, der die Konzentration des Alkohols erhöhen sollte. Das war nicht ganz einfach. Der normale Destillationsvorgang erfordert, daß eine Flüssigkeit so erhitzt wird, daß sich Dampf bildet. Alkohol verdampft aber früher als Wasser, und der erste Wasserdampf enthält eine ganze Menge Alkohol. Der nächste Schritt war, den Dampf so stark abzukühlen, daß er sich wieder in eine Flüssigkeit zurückverwandelte. Wenn man diesen Vorgang ständig wiederholte, erhielt man einen immer größer werdenden Alkoholgehalt.

Unglücklicherweise sahen wir uns hier dem Problem ständig gleichbleibender großer Hitze gegenüber. Wir hatten gehofft, daß es gehen würde, wenn wir die Glasrohre einfach länger machten, um so dem Dampf mehr Zeit zum Abkühlen zu geben. Aber es wurde schnell deutlich, daß wir damit nicht viel erreichten. Die Menge, die herabtropfte, war erbärmlich gering, und wir würden Monate brauchen, um auch nur einen Krug zu füllen. Wir mußten einen anderen Weg finden.

In dieser Nacht zogen Fritz und ich allein los. Vorsichtig stiegen wir in die Gewölbe hinunter, in den die Wasserreinigungsanlagen summten. Das grüne Licht war eingeschaltet, die Maschinen arbeiteten, aber es war niemand zu sehen. Die Anlage war automatisch, und es gab keinen Grund, einen Wächter aufzustellen. Schließlich gab es außer den Meistern nur Lebewesen in der Stadt, die ihnen blind gehorchten. (In der ganzen Stadt gab es deshalb auch keine Tür, die ein Schloß besaß.) Auf der Seite der Maschinen, die uns zugewendet war, schoß kochend heißes Wasser in verschiedene Einfüllstutzen und wurde von hier in zahlreiche Leitungen gepumpt. So erreichte es die Spitzen der Pyramiden, versorgte die vielen Gartenteiche oder wurde in Tanks unter der Erde geleitet. Aber dahinter . . .

Hinter den Maschinen wurde ein Teich sichtbar, aus dem das Wasser in die Anlage floß. Der Teich wiederum wurde durch eine dicke, geschwungene Röhre mit Wasser gefüllt, die aus der fugenlosen Mauer der Stadt herausragte. Wir kletterten über die niedrige, rückwärtige Brüstung und standen dann auf einem schmalen Steg, der dicht über dem Wasserspiegel in die Röhre hineinführte. Wir folgten ihm in die stärker werdende Dunkelheit hinein.

Vom Wasser her schlug uns Kälte entgegen. Danach hatten wir gesucht, das brauchten wir. Aber wir brauchten mehr Platz für unseren Destillationsapparat, als auf dem Steg zur Verfügung stand. Fritz war vor mir. Ich konnte ihn nicht mehr sehen. Als ich keine Schritte mehr hörte, wußte ich, daß er stehengeblieben war.

Ich rief leise: »Wo bist du?« »Hier! Nimm meine Hand.«

Wir waren jetzt direkt unter der Mauer. Das Wassergeräusch hatte sich verstärkt, es gurgelte und toste, und ich nahm an, daß wir uns dicht vor der Stelle befanden, wo das Wasser aus der engen unterirdischen Röhre in die breitere schoß, die es zu den Reinigungsanlagen leitete. Das Einlaßrohr mußte tief unterhalb der Wasseroberfläche liegen, denn nur so konnte keine gefährliche Luft in die Stadt eindringen. Als ich nach Fritz tastete, merkte ich, daß wir uns auf einer Plattform bewegten, die auf der Höhe des ursprünglichen Flußbettes liegen mußte. Sie führte halbwegs über den Tunnel und bog in einen kleineren ein, der jetzt genau über dem unterirdischen Fluß verlief. Wir fanden einige schmale, nach unten führende Schächte, und ich nahm an, sie dienten dazu, den Wasserlauf zu überprüfen, falls die Röhre einmal verstopft sein sollte. Dafür würden die Meister allerdings die Sklaven benutzen müssen, denn für sie selbst war das hier alles viel zu eng. Fritz sagte: »Hier ist genug Platz für unser Vorhaben, Will.« Ich wandte ein: »Aber es ist stockdunkel.«

»Damit müssen wir uns abfinden. Außerdem gewöhnen sich die Augen daran. Ich glaube, ich kann jetzt schon etwas besser sehen.« Ich konnte fast nichts erkennen. Aber er hatte recht. Wir mußten uns damit abfinden. Wir brauchten das Kühlwasser, und direkt unter uns war mehr davon, als wir verwenden konnten. Ich fragte: »Fangen wir heute nacht an?« »Wir können wenigstens schon etwas herbringen.« In den folgenden Nächten arbeiteten wir wie besessen, um unsere Alkoholvorräte zu vermehren. Wir hatten überall in der Stadt mittelgroße Gefäße zusammengesucht. Sie waren aus einem glasartigen Material hergestellt, waren aber weich und gaben bei jeder Berührung nach. In diese Behälter füllten wir unseren neu gewonnenen Alkohol. Auf der engen Plattform gab es bald keinen Platz mehr, und so stellten wir die vollen Krüge in langer Reihe auf dem Steg im Tunnel ab. Ich hoffte, daß nicht ausgerechnet jetzt die Röhre sich verstopfte und man herkommen würde, um nachzuschauen. Aber es schien doch ziemlich unwahrscheinlich, daß so etwas geschah. Das Schachtsystem im Tunnel war ganz offensichtlich nur für den Notfall gedacht und, solange die Stadt existierte, noch nie benutzt worden.

Wir führten ein mühseliges Leben. Im Tunnel war die Hitze zwar nicht so groß, doch die Schwerkraft drückte uns zu Boden, und wir mußten nach wie vor die hinderlichen Masken tragen. Außerdem bekamen wir zu wenig Schlaf. Nur zwölf Stunden lang konnten wir jeden Tag die Gemeinschaftsräume ohne großes Risiko benutzen, und wenn wir es taten, mußten wir uns abwechseln. Besonders schlimm war es, wenn viele Sklaven da waren. Einmal kam ich todmüde hin und fand alle Liegen besetzt. Ich legte mich auf den harten Boden und schlief, bis mich jemand an der Schulter rüttelte. Mit schmerzenden Augen und steifen Gliedern rappelte ich mich hoch, setzte die Maske auf und ging wieder hinaus in die grüne Dämmerung, die das klare Tageslicht ersetzte.

Doch die Zeit verging, und allmählich wuchsen unsere Vorräte. Wir arbeiteten nach einem genauen Plan und hatten unser Soll schon eine Woche vor dem festgesetzten Termin erfüllt. Aber wir produzierten weiter. Das war besser, als einfach dazusitzen und zu warten. Außerdem konnte es nichts schaden, wenn wir eine größere Menge Alkohol in das Trinkwasser der Meister schütten konnten. Vielleicht war der Effekt dann um so größer. Inzwischen hatten wir auch herausgefunden, welche Leitungen von der Reinigungsanlage aus die Trinkwasserversorgung der Stadt sicherstellten. Für den Tag und die vorher festgelegte Stunde hatten wir alles gut vorbereitet. Endlich war es soweit.

Soweit es uns betraf, sahen wir keine Schwierigkeit. Wir wußten nicht, wie lange es dauern würde, bis bei den Meistern die Lähmung einsetzte, denn sie würden vielleicht nicht alle gleichzeitig von dem vergifteten Wasser trinken. Außerdem war nicht vorherzusagen, wie lange sie brauchten, um festzustellen, daß etwas nicht stimmte. Wir wußten, daß die drei Städte der Meister miteinander in Verbindung standen, und es durfte nicht passieren, daß eine Stadt die andere warnte. Deshalb mußte das Trinkwasser aller drei Städte zur gleichen Zeit mit Alkohol versetzt werden.

Damit standen wir vor einem Problem. Der Grund dafür war, daß unsere Welt eine Kugel ist, die sich um die Sonne dreht. Während des Tages arbeiteten ein paar Meister in der Reinigungsanlage, doch nachts liefen die Maschinen automatisch. Wir hatten ausgerechnet, daß zwei der Angriffe nachts durchgeführt werden konnten, der eine würde gleich nach Ende der Tagesarbeit stattfinden, der andere kurz vor der Dämmerung. Das bedeutete aber, daß es in der dritten Stadt gerade kurz vor zwölf Uhr mittags war.

Ohne große Diskussion war man sich einig, daß unsere Gruppe diese etwas schwierige Aufgabe übernehmen mußte; denn wir hatten den Vorteil, näher an unserem Hauptquartier zu sein und außerdem zwei dabei zu haben, die die Stadt aus eigener Erfahrung kannten. Wir mußten unseren Auftrag durchführen, während einige Meister in der Anlage arbeiteten. Die andere Möglichkeit war, bis zur Nacht zu warten, aber das Risiko einzugehen, daß der Feind bereits gewarnt werden konnte und zurückschlug.

Wir machten uns darüber viele Gedanken. Obwohl wir unsere Geräte unbehelligt herumgeschleppt hatten und unsere vier Neuen den Anblick der Meister schon gewohnt waren, daß sie sie völlig übersahen, schien uns die Aufgabe nicht leicht zu sein. Fritz und ich hatten bittere Erfahrungen mit den Meistern gemacht, und wir konnten uns nicht vorstellen, daß wir unsere Behälter, ohne befragt zu werden, einfach in das Trinkwassersystem schütten konnten. Schließlich war dies ihr Arbeitsplatz, und die menschlichen Sklaven, die dort arbeiteten, standen sicher unter ihrer Aufsicht.

Einer von uns hatte die Idee, er wollte wie ein echter Sklave zu ihnen gehen und eine Botschaft ausrichten: die in der Reinigungsanlage arbeitenden Meister sollten in einen anderen Stadtteil bestellt werden. Da sie den Sklaven nicht mißtrauten, würden sie die Echtheit der Nachricht nicht bezweifeln. Fritz verwarf diesen Plan: »Es wäre eine merkwürdige Nachricht, die du überbringst, und vielleicht halten sie den Sklaven einfach für verwirrt. Sie würden sicher bei anderen Meistern nachfragen, vielleicht sogar dort nachforschen, wo sie scheinbar hinkommen sollen. Vergiß nicht, sie können über weite Entfernungen miteinander reden. Aber auch wenn sie das nicht tun, alle werden die Maschinen bestimmt nicht im Stich lassen. Einer bleibt sicher als Aufsicht zurück.« »Was sollen wir dann tun?« »Es gibt eigentlich nur eine Möglichkeit.« Wir sahen ihn an, er nickte und sagte: »Wir müssen Gewalt anwenden.« Die größte jeweils anwesende Zahl von Meistern war vier. Von diesen schaute einer nur gelegentlich einmal in den Maschinenraum. Er schien eine Art Aufseher zu sein. Normalerweise mußten also die Meister anwesend sein. Aber abwechselnd ging jeweils einer weg, um in einem nahen Gartenteich ein Bad zu nehmen. Zwar waren wir zu sechst und kannten ihre empfindliche Stelle zwischen Mund und Nase, aber mit mehr als Zweien konnten wir es auf keinen Fall aufnehmen. Schon unter normalen Umständen wären sie größer und stärker gewesen als wir, aber hier in der erhöhten Schwerkraft waren sie uns weit mehr überlegen. Wir besaßen zudem keine Waffen und konnten auch keine mehr herstellen.

Wir beschlossen, unseren Angriff mitten in der Vormittagsschicht zu starten. Wir mußten in dem Augenblick angreifen, wo der dritte Meister aus der Reinigungsanlage herauskam und zum nächsten Gartenteich ging. Das bedeutete, daß wir uns ganz in der Nähe ein Versteck suchen mußten, von dem aus man den Eingang zur Anlage überblicken konnte. Fritz löste das Problem, indem er uns einige Äste von den Pflanzen abschneiden ließ, die in den Gartenteichen wuchsen. Wir stapelten sie zu einem Haufen auf, so wie es sonst immer von den Sklaven gemacht wurde, wenn sie die Pflanzen verschnitten. Normalerweise wurden die Äste nach ein paar Tagen dann abgeholt. Wir konnten also annehmen, daß sie zumindest einen Tag lang dort liegen konnten, ohne besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Nachdem wir abwechselnd noch eine kurze Pause in den Gemeinschaftsräumen gemacht hatten, versteckten wir uns in dem Haufen. Das Zeug fühlte sich wie Seetang an, klebte auf der Haut wie feuchter Gummi und schien fast lebendig zu sein. Fritz lag so, daß er den Eingang überwachen konnte, wir anderen waren so tief in den Zweigen eingegraben, daß wir fürchteten, wir müßten ersticken, wenn es noch lange dauerte. Wir mußten lange warten. Ich lag in dem ungemütlichen Nest, konnte nichts sehen und starb fast vor Neugierde, denn ich wollte wissen, was draußen geschah. Aber ich wagte es nicht, auch nur eine Frage zu Flüstern. Das Zeug wurde schwammig, wahrscheinlich begann es schon zu faulen, was das Warten nicht angenehmer machte. Ich bekam einen Krampf im linken Bein, konnte mich aber nicht bewegen, um die Schmerzen zu lindern. Es wurde immer schlimmer, und ich wußte nicht, wie lange ich es noch aushalten könnte. Ich würde bald aufstehen und das Bein massieren müssen . . . »Jetzt«, sagte Fritz.

Kein Meister war in der Nähe. Wir rannten die Rampe hinauf zumindest stolperten wir etwas schneller als sonst. Als wir den Eingang erreichten, gingen wir wieder langsamer. Ein Meister stand vor einer Schalttafel, der andere war hinter den Maschinen nicht zu sehen.

Als wir auf ihn zutraten, fragte er: »Was ist los? Habt ihr einen Botengang zu erledigen?« »Meister, eine Nachricht! Es ist . . .« Drei von uns griffen gleichzeitig nach seinen Fühlern. Fritz sprang hoch, und die anderen beiden hielten den Meister an den Beinen fest. Es war blitzschnell vorbei. Fritz schlug auf die empfindliche Stelle, und der Meister brach mit einem gellenden Schrei zusammen. In einer Reflexbewegung schleuderte er uns dabei zur Seite.

Wir hatten befürchtet, daß wir mit dem zweiten größeren Schwierigkeiten haben würden, aber es ging noch einfacher als beim ersten. Er kam um die Maschine herum und sah uns bei dem zusammengebrochenen Kollegen stehen. Er fragte: »Was ist passiert?« Wir machten die vorgeschriebene Verbeugung, und Fritz sagte:

»Der Meister ist verletzt, Meister. Wir wissen nicht wieso.« Das unbedingte Vertrauen in die Unterwürfigkeit ihrer Sklaven half uns wieder einmal. Ohne zu zögern oder Verdacht zu schöpfen, kam er herbei, beugte sich ein wenig herab und betastete den anderen mit den Fühlern. Dadurch kam die schwache Stelle zwischen Mund und Nase für Fritz in erreichbare Nähe. Er schlug zu, ohne springen zu müssen. Der zweite Meister schrie nicht einmal auf, als er zusammenbrach.

»Zerrt sie hinter die Maschine, damit man sie nicht gleich sehen kann«, befahl Fritz. »Und dann an die Arbeit!« Er brauchte uns nicht erst anzutreiben. Wir hatten etwa eine halbe Stunde Zeit, ehe der dritte Meister zurückkommen würde. Zwei von uns arbeiteten in dem engen Tunnel und brachten die Behälter mit dem Alkohol auf die Rampe hinaus, wir anderen schleppten sie, immer zwei auf einmal, zu den Trinkwasserleitungen und schütteten sie hinein. Wir hatten im ganzen hundert Gefäße, wir mußten also zwölfmal hin- und herlaufen. Die farblose Flüssigkeit gluckerte in das Trinkwasser, vermischte sich damit und verschwand. Ich zählte: neun - zehn - elf . . . Der Fühler ergriff mich, bevor ich den Meister überhaupt sah. Er mußte die Rampe hochgekommen und am Eingang stehengeblieben sein, anstatt mit klatschenden Schritten hereinzukommen. Denn das hätten wir gehört. Später meinten wir, daß es der Aufseher gewesen sein mußte, der einen seiner normalen Rundgänge beginnen wollte. Er hatte die Reihe von Sklaven gesehen, die Behälter herbeischleppten und in das Wasser ausgießten. Er war

neugierig geworden und die Rampe heruntergekreiselt. (Das war die Art der Meister zu rennen, und man konnte es kaum hören, denn einer der Füße hatte nur jeweils einen ganz kurzen Kontakt mit dem Boden.)

Sein Fühler zog sich um meine Hüften zusammen. »Junge«, wollte er wissen, »was geht hier vor? Wo sind die Meister?« Mario war direkt hinter mir gewesen. Er ließ seine Behälter fallen und sprang. Der zweite Fühler fing ihn mitten in der Luft. Der Fühler, der mich hielt, drückte härter und preßte mir die Luft aus den Lungen. Ich hörte mich schreien, als der Druck unerträglich wurde. Mit dem dritten Fühler schleuderte der Meister unseren Holländer, Jan, gegen die nächste Wand, als wäre er eine Puppe. Dann ergriff er Carlos. Hilflos, wie flatternde Hühner, hingen wir in der Luft.

Er wußte nichts von den beiden anderen im Tunnel, aber das war ein schwacher Trost. Die Meister würden mit Sicherheit das Trinkwasser untersuchen. Wir hatten so dicht vor dem Erfolg gestanden und jetzt . . .

Unter Schmerzen rappelte sich Jan hoch. Ich hing mit dem Kopf nach unten in der Luft, und meine Maske scheuerte fast an den Beinen des Meisters. Ich sah, wie Jan etwas ergriff. Es war ein Metallstab, etwa fünfzehn Zentimeter lang und fünf dick. Man brauchte ihn wohl, um die Maschinen einzustellen. Ich erinnerte mich, daß Jan, ehe er unserer Gruppe zugeteilt wurde, als Diskuswerfer für die Wettkämpfe trainiert hatte. Aber wenn ihn der Meister sah . . .

Ich reckte meine Arme, umklammerte eines der Stummelbeine des Meisters und versuchte, meine Fingernägel einzugraben. Es hatte sicher nur die Wirkung, die eine Mücke bei einem Ackergaul erzielte. Aber der Meister spürte es dennoch. Er faßte noch härter zu, und ich schrie vor Schmerz. Ich war kurz davor, ohnmächtig zu werden, als ich sah, wie Jan sich drehte und den Körper zum Wurf anspannte. Dann wurde es schwarz um mich. Als ich wieder zu mir kam, saß ich mit dem Rücken an eine Maschine gelehnt auf der Erde. Ohne sich weiter um mich zu kümmern, hatten die anderen weitergemacht. Meine Arme waren zerschrammt, und wenn ich atmete, war es, als inhalierte ich Feuer. Dicht neben mir lag der Meister, und aus einer klaffenden Wunde dicht unter dem Mund sickerte eine grünliche Flüssigkeit. Benommen beobachtete ich, wie die letzten Behälter ins Wasser geleert wurden. Fritz rief: »Bringt die leeren Krüge in den Tunnel zurück, falls noch mal einer kommt.« Dann sah er, daß ich bei Bewußtsein war. »Wie fühlst du dich, Will?« »Ganz gut. Haben wir es wirklich geschafft?« Er schaute auf mich herunter, und ein breites Grinsen überzog sein sonst so ernstes Gesicht. »Ich glaube ja, ich glaube, wir haben es wirklich geschafft.« Vorsichtig schlichen wir die Rampe hinauf und fort in die Stadt. Draußen begegnete uns ein Meister, aber er achtete nicht auf uns. Jan und ich konnten nur mühsam gehen. Jan hatte eine stark blutende Beinwunde, und ich fühlte bei jeder Bewegung und jedem Atemzug einen stechenden Schmerz in der Brust. Aber das fiel nicht weiter auf. Es gab eine ganze Reihe von Sklaven, die von ihren Meistern auf verschiedene Weise verletzt wurden. Wir hatten auch den dritten Meister, wie die beiden anderen, hinter den Maschinen versteckt. Für den anderen wurde es langsam Zeit zurückzukehren. Er würde die Toten finden und Alarm schlagen. Doch die Maschinen arbeiteten wie immer und stießen scheinbar reines Wasser aus. Das vergiftete Wasser war schon unterwegs und lief in alle Leitungen und Hähne der Stadt.

Wir entfernten uns möglichst weit von der Wasserreinigungsanlage, ehe wir einen Gemeinschaftsraum betraten, um uns zu erfrischen. Ich trank etwas Wasser, aber es schmeckte wie immer. Versuche mit Ruki hatten gezeigt, daß schon winzige Mengen von Alkohol genügten, um die Meister zu lähmen, aber ich fürchtete nun, daß wir nicht genug für die ganze Stadt gehabt hatten. Nachdem wir unsere Masken abgenommen hatten, betastete Fritz meinen Oberkörper. Ich zuckte zusammen und hätte beinahe aufgeschrien.

»Eine Rippe ist gebrochen«, meinte er. »Ich habe es mir schon gedacht. Wir werden dir etwas Erleichterung verschaffen.« In dem Gemeinschaftsraum gab es einige Reservemasken. Er zerriß eine davon und machte daraus zwei Verbände. Einen legte er über der Stelle an, wo es am meisten weh tat, die andere darunter. Dann mußte ich ausatmen, so tief ich konnte, und er zog die Binden fest und verknotete sie. Während er das tat, hatte ich große Schmerzen, aber danach fühlte ich mich tatsächlich besser.

Wir warteten eine halbe Stunde, bevor wir hinausgingen. Die Meister tranken ungeheuer viel Wasser, und sie tranken mindestens einmal pro Stunde. Wir gingen auf die Straße und sahen uns um. Alles war unverändert. Die Meister gingen mit ihrer gewohnten Lässigkeit vorbei und beachteten uns nicht. Langsam stieg in mir die Enttäuschung hoch. Als wir an einer Pyramide vorbeigingen, kam ein Meister heraus. Mario zerrte aufgeregt an meinem Arm, und ich zuckte vor Schmerz zusammen. Doch das machte nichts. Der Meister taumelte auf seinen drei kurzen Beinen, seine Fühler wedelten unsicher in der Luft herum. Dann brach er zusammen und rührte sich nicht mehr.

Der Feuersee

Ich glaubte, die Meister wußten nicht, was mit ihnen geschah. Vielleicht dachten sie, es sei die Krankheit, der Fluch der Skloodzi, die auf eine neue epidemische Art zuschlug. Sie kamen wahrscheinlich überhaupt nicht auf den Gedanken, daß sie vergiftet worden waren. Sie besaßen, wie wir aus Versuchen mit Ruki wußten, einen fast

unfehlbaren Sinn, der sie vor allem warnte, was an gefährlichen Substanzen in ihrem Essen oder Wasser enthalten sein konnte. Fast unfehlbar, aber eben doch nicht völlig. Es ist schwer, sich vor einer Gefahr zu schützen, die man nicht für möglich hält.

Deshalb tranken sie weiter, taumelten und brachen zusammen. Zuerst waren es nur wenige, dann mehr, und bald waren die Straßen buchstäblich von den grotesken und monströsen Körpern der Meister bedeckt. Die Sklaven irrten hilflos zwischen ihnen herum, verzweifelt versuchten sie, ihre Herren aufzurichten, schüchtern und neugierig zur gleichen Zeit. Auf einem Platz lag eine ungeheure Menge gefallener Meister. Ein Sklave erhob sich von seinem Meister und rief: »Die Meister sind tot. Unser Leben hat keinen Sinn mehr. Brüder, laßt uns zusammen zum Ort der glücklichen Erlösung gehen.« Andere drängten sich zu ihm.

Fritz sagte: »Ich glaube, sie tun es wirklich. Wir müssen sie aufhalten.«

Mario fragte: »Wie? Welchen Sinn soll es denn auch haben?« Ohne zu antworten, sprang Fritz auf eine kleine steinerne Plattform, die von den Meistern manchmal als Sitzplatz benutzt wurde. Er rief: »Nein, Brüder! Sie sind nicht tot! Sie schlafen nur. Bald werden sie aufwachen und uns brauchen.«

Die Sklaven wurden unsicher. Derjenige, der vorher gesprochen hatte, fragte: »Woher weißt du das?« »Mein Meister hat es mir gesagt, kurz bevor es geschah.« Das war ein entscheidendes Argument. Die Sklaven würden sich vielleicht belügen, aber wenn es um die Meister ging, blieben sie unbedingt bei der Wahrheit. Über die Meister etwas Unwahres zu erzählen, war undenkbar. Verwirrt, aber wieder etwas getröstet, zerstreuten sich die Sklaven.

Sobald deutlich wurde, daß unser Plan geklappt hatte, gingen wir an die zweite, genauso wichtige Aufgabe. Wir wußten, daß die Lähmung zeitlich begrenzt war. Ich vermute, es wäre möglich gewesen, die Meister jetzt einzeln zu töten, aber vielleicht würden wir gar nicht alle rechtzeitig finden . . . Abgesehen davon war es sehr zweifelhaft, ob die Sklaven das zugelassen hätten. Solange die Meister nur bewußtlos und nicht tot waren, blieben die Kappen wirksam.

Wir mußten das Herz der Stadt treffen und alles zerstören. Wir wußten - das war eine der ersten Entdeckungen von Fritz -, wo sich die Maschinen befanden, die die Stadt mit Energie versorgten. Dort entstand die Hitze, das Licht und die erhöhte Schwerkraft, unter deren Druck wir so zu leiden hatten. Unser Ziel lag ziemlich weit entfernt, und Carlos schlug vor, einen der Wagen ohne Pferde zu nehmen, in denen die Meister herumfuhren. Fritz war dagegen. Sklaven steuerten die Wagen zwar für die Meister, aber ansonsten benutzten sie sie nicht. Die Meister würden unseren Frevel nicht bemerken können, aber die Sklaven würden es tun, und wir konnten nicht wissen, wie sie reagieren würden.

So gingen wir zu Fuß zur Straße 11 und dort zur Rampe 914. Auf dem Weg kamen wir über einen der größten Plätze der Stadt, der mit einer ganzen Reihe von Gartenteichen gesäumt war. Die Rampe, die wir suchten, war sehr breit und führte dicht vor einer Pyramide, die die anderen in der Nachbarschaft überragte, in die Erde hinein. Von dort hörten wir ein Summen von arbeitenden Maschinen, die den Grund unter unseren Füßen erzittern ließen. Ich war voller Staunen, als wir hinuntergingen. An diesem Ort durften sich niemals Sklaven aufhalten, und deshalb waren auch wir noch nie dort gewesen. Dies war das Herz der Stadt, und wir - eine Handvoll Zwerge - wagten es, hier einzudringen. Die Rampe führte in eine Höhle hinab, die zwei- bis dreimal so groß war wie jede andere, die ich je gesehen hatte. Drei offene Halbkreise waren um einen geschlossenen Mittelkreis herum angeordnet. In jedem der Halbkreise standen lange Reihen von Maschinen mit unzähligen Schaltern und Hebeln. Davor lagen die Meister am Boden, die diese bedient hatten. Ein paar von ihnen waren direkt am Arbeitsplatz zusammengebrochen. Einer hatte noch immer einen Fühler um einen Hebel geringelt.

Die Anzahl und Größe der Maschinen verwirrte uns. Ich suchte nach Knöpfen, mit denen man die Maschinen abschalten könnte, fand aber keine. Das bronzeglänzende Metall war sehr hart und ohne jede Schweißnaht, die Skalen und Instrumente von einem besonders gehärteten Glas bedeckt. Wir gingen von einer Maschine zur anderen und suchten die schwache Stelle, konnten aber nichts finden. War es möglich, daß die unablässig summenden Maschinen uns besiegen würden, nachdem wir die Meister schon ausgeschaltet hatten? Fritz sagte: »Vielleicht in der Pyramide in der Mitte . . .« Genau in der Mitte des Zentralkreises stand eine Pyramide. Die Seiten waren an der Basis etwa zwölf Meter breit, und da die Wände ungefähr ein gleichseitiges Dreieck bildeten, war die Spitze ebenfalls über zehn Meter hoch. Bisher hatten wir nicht besonders auf die Pyramide geachtet, denn sie sah nicht wie eine Maschine aus. Die Seiten waren ohne Konturen, und es gab nur eine dreieckige Tür, die groß genug war, um einen Meister durchzulassen. Doch in der Nähe der Pyramide lag nicht ein einziger zusammengebrochener Meister. Die Pyramide bestand aus dem gleichen Metall wie die Maschinen, aber als wir näher kamen, konnten wir kein Summen hören. Dafür gab es ein zischendes Geräusch, das auf- und abschwoll und nicht nur die Stärke, sondern auch die Tonhöhe veränderte.

Hinter der Tür stießen wir wieder auf Metall. Innerhalb der ersten Pyramide stand eine zweite, und wir gingen in dem Gang zwischen beiden entlang und stießen auf eine Tür, die auf einer anderen Seite als in der äußeren Pyramide angebracht war. Als wir hindurchtraten, stießen wir auf eine dritte Pyramide, die in der zweiten stand.

Auch diese hatte eine Tür, aber diesmal in einer Seitenwand, die bei den beiden äußeren Pyramiden glatt gewesen war. Von innen kam ein merkwürdiger goldener Schimmer. Wir traten durch die Tür und blieben vor Staunen erstarrt.

stehen.

Ein rundes Loch nahm fast den ganzen Innenraum der Pyramide ein, und von dort kam das Glühen. Es hatte eine goldene Farbe, fast so wie die der Kugeln, die im Sphärenspiel entstanden, aber hier war der Schimmer dunkler im Ton. Es war ein Feuer, und es lebte. Die Oberfläche pulsierte in einem langsamen Rhythmus, der mit dem auf- und abschwellenden Zischen genau übereinstimmte. Man hatte den Eindruck von Macht - das pulsierende Feuer wirkte fast schwerelos und schien genug Energie auszuströmen, um die ganze Stadt zu versorgen.

Fritz sagte: »Das ist das Zentrum! Aber wie kann man es stoppen?« Mario antwortete: »Dort, auf der anderen Seite - seht ihr?« Über den glühenden Schein des Feuers hinweg konnte man eine schmale Metallsäule schimmern sehen, die etwa mannshoch war. Aus der Spitze ragte etwas heraus. War das ein Hebel? Mario wartete nicht erst auf eine Antwort, sondern ging um die Feuergrube herum. Ich sah, wie er den Hebel ergriff - und starb. Er gab keinen Laut von sich, wahrscheinlich wußte er nicht einmal, was mit ihm geschah. An seinem erhobenen Arm lief ein helles Feuer hinab, teilte und vervielfachte sich und sprang in vielen kleinen Bahnen über seinen Körper. Einen kurzen Augenblick stand er wie erstarrt, dann sackte er zusammen. Ich sah, wie der Hebel von seinem Gewicht gezogen herunterklappte, dann ließen die leblosen Finger los, und Mario fiel zu Boden; Wir murmelten erschreckt, Carlos setzte sich in Bewegung, als wollte er zu ihm gehen. Fritz warnte: »Halt, das nützt nichts mehr, aber du gerätest vielleicht selbst in Gefahr. Doch seht, das Feuer!« Das Glühen wurde schwächer. Langsam, fast widerstrebend starb das pulsierende Feuer. In der Tiefe glühte es noch schwach, während sich die Oberfläche erst silbern verfärbte und dann dunkel wurde. Das Zischen wurde schwächer, langsamer und noch langsamer, schließlich war es nur noch ein ganz leichter Ton, der sacht in die Stille ausschwang. Tief im Feuerloch verfärbte sich jetzt die Glut zu einem sehr dunklen Rot, schwarze Flecken tauchten auf, wurden größer, liefen ineinander, und zum Schluß standen wir in tiefer Stille und absoluter Dunkelheit.

Fritz sagte leise: »Wir müssen hier raus. Haltet euch aneinander fest.«

In diesem Augenblick erzitterte der Boden, als ständen wir im Zentrum eines mittleren Erdbebens. Plötzlich waren wir von dem bleiernen Gewicht befreit, das uns während des ganzen Aufenthaltes in der Stadt bedrückt hatte. Mein Körper war wieder leicht. Ich hatte das Gefühl, als seien tausend kleine Gasballons an meinen Gliedern, Muskeln und Nerven befestigt und hoben mich hoch. Es war unbeschreiblich. Aber trotz des Gefühls der Leichtigkeit und Luftigkeit war ich unendlich müde.

Wir suchten und tasteten uns durch das Gewirr der ineinander verschachtelten Pyramiden hindurch. In der großen Höhle war es genauso dunkel, denn die Lichter waren alle ausgegangen. Es war schwarz und still, denn auch die Maschinen summten nicht mehr. Fritz führte uns in eine Richtung, in der er den Ausgang vermutete, doch wir prallten nur gegen eine Reihe miteinander verbundener Maschinen. Zweimal blieb er stehen, weil er gegen den Körper eines Meisters stieß, und einmal trat ich auf die Spitze eines Fühlers, der schabend unter meinem Fuß hin- und herrollte. Das Gefühl war so schauerhaft, daß mir fast übel wurde. Endlich fanden wir den Ausgang, gingen langsam die geschwungene Rampe hinauf und sahen endlich grünes Tageslicht vor uns aufschimmern. Jetzt kamen wir schneller voran und konnten uns bald loslassen. Wir kamen wieder auf den großen Platz mit den zahlreichen Gartenteichen hinaus. In einem schwammen ein paar Meister. Ich überlegte, ob sie wohl inzwischen ertrunken waren, aber eigentlich war das jetzt nicht mehr wichtig. An der nächsten Kreuzung tauchten drei Gestalten auf: Sklaven!

Fritz sagte: »Ich möchte wissen . . .« Sie sahen benommen aus, als ob sie träumten, und wußten offenbar nicht genau, was um sie herum vorging. Fritz sprach sie an: »Seid begrüßt, Freunde!« Einer von ihnen antwortete: »Wie kommt man hier heraus? Weiß einer von euch Bescheid?« Das waren einfache, normale Fragen, aber sie verrieten uns alles. Kein Sklave würde auch nur im Traum daran denken, einen Weg aus dem teuflischen Paradies der Meister zu suchen, sie würden bis zum letzten Atemzug versuchen, den Meistern zu dienen. Diese Fragen zeigten, daß die Fremdkontrolle über die Sklaven aufgehört hatte, die Kappen, die sie in den Schädel eingepflanzt trugen, waren so machtlos geworden, wie die falschen, die wir aufhatten. Vor uns standen freie Menschen. Wenn dies schon innerhalb der Stadt der Fall war, dann mußte es draußen auch so sein. Wir waren nicht mehr eine Minderheit, die sich ständig verstecken mußte.

»Wir werden einen Weg finden«, sagte Fritz. »Ihr könnt uns helfen.«

Wir erklärten ihnen alles, während wir zur Halle der Dreibeiner, dem Tor der Stadt, gingen. Sie waren völlig durcheinander, und das war ganz verständlich. Sie konnten sich an alles erinnern, was seit ihrer Weihe geschehen war, aber sie verstanden es nicht mehr. Ihr eigenes Ich, das noch vor kurzem den Meistern eifrig und begeistert gedient hatte, kam ihnen nun völlig fremd vor. Die erlebten Schrecken wurden ihnen nur langsam bewußt, aber als sie das ganze Ausmaß ihrer Versklavung begriffen, waren sie entsetzt. Alle drei blieben plötzlich neben zwei zusammengebrochenen Meistern stehen. Einen Augenblick dachte ich, sie wollten ihre Wut an den leblosen Körpern austoben, aber sie blickten nur schauernd auf die Monster hinab und gingen dann weiter.

Wir begegneten vielen Geweihten. Einige schlossen sich uns an, andere zogen ziellos umher oder saßen still auf den Steinen und starrten ins Leere. Zwei riefen unverständliche Worte, wahrscheinlich waren sie wahnsinnig geworden,

als die Kontrolle ihrer Gedanken plötzlich aufhörte. Ihnen ging es wohl genauso wie den Wanderern, als sie geweiht wurden und an der Unterjochung ihres Verstandes zerbrachen. Ein dritter, auch er war sicherlich verrückt geworden, lag am Rand einer Rampe. Er hatte sich die Atemmaske heruntergerissen, und sein Gesicht war im Tode verzerrt. Er war in der giftigen, grünen Luft erstickt.

Als wir die spiralförmige Rampe erreichten, die zum Ort des Eingangs hinaufführte, war unsere Gruppe dreißig Mann stark. Ich erinnerte mich an meinen ersten Tag in der Stadt, als ich auf weichen Knien diese Rampe hinuntergestolpert war. Wir erreichten die Plattform und standen jetzt etwas über den kleineren Pyramiden. Dort drüben befand sich die Tür, durch die wir vom Umkleideraum her gekommen waren. Dahinter gab es eine Atmosphäre, die wir atmen konnten. Ich war der erste an der Tür und drückte auf den Knopf, der die Luftschleuse öffnete. Es geschah nichts.

Fritz kam heran und sagte: »Das hätten wir uns denken müssen. Die gesamte Energie der Stadt kam vom Feuersee. Die Wagen und Aufzüge und die automatischen Türen, alles wurde von dort aus versorgt. Jetzt funktioniert es natürlich nicht mehr.« Abwechselnd trommelten und traten wir gegen die Tür. Einer fand ein Stück Metall und versuchte, die Tür aufzubrechen. Umsonst, die Oberfläche wurde ein wenig eingedellt, aber sonst geschah nichts. Einer der Neulinge, bei dem die Furcht ganz deutlich in der Stimme mitschwang, sagte: »Wir sitzen in der Falle.« Konnte das stimmen? Das Licht wurde schwächer, je näher der Abend rückte. In wenigen Stunden brach die Nacht herein, und die Stadt würde dunkel und ohne Beleuchtung sein. Die Hitze hatte merklich nachgelassen, seitdem die Maschinen nicht mehr arbeiteten. Ich überlegte, ob die Kälte die Meister töten würde oder ob die Lähmung nachließ, bevor dieser Punkt erreicht war. Denn wenn sie aus ihrer Erstarrung erwachten und den Feuersee wieder einschalteten . . . Wir konnten uns doch jetzt nicht geschlagen geben?

Ich dachte auch an etwas anderes. Wenn diese Luftschleuse sich nicht öffnen ließ, dann würden auch die der Gemeinschaftsräume innerhalb der Pyramiden verschlossen bleiben. Wir hätten keine Möglichkeit, an Nahrung und Wasser heranzukommen, und was wichtiger war, wir würden die Filter in unseren Atemmasken nicht auswechseln können. Wir würden ersticken wie der, den wir auf der Rampe hatten liegen sehen. Der Gesichtsausdruck von Fritz zeigte mir, daß auch er die Gefahr erkannt hatte. Der ehemalige Sklave, der mit dem Metallstück gegen die Tür schlug, sagte: »Wenn wir lange genug durchhalten, wird die Tür nachgeben. Vielleicht findet ihr anderen auch Gegenstände, mit denen ihr auf die Tür einschlagen könnt.« Fritz meinte: »Das bringt nichts. Hinter der Luftschleuse befindet sich die nächste Tür, und dann kommt der Raum mit der Eingangstür. Außerdem wird der Raum, der auf- und abfährt, auch nicht funktionieren. Dieses Hindernis können wir niemals überwinden. Dort wird es jetzt auch dunkel sein . . .« Das betretene Schweigen zeigte, daß alle seiner Meinung waren. Auch der mit dem Metallstück hämmernde Mann hörte auf. Ratlos und entmutigt standen wir herum. Carlos blickte zu der riesigen, kristallinen Kuppel hinauf, die als lichtdurchlässige, grüne Wölbung das Gewirr von Rampen und Pyramiden überspannte. »Wenn wir bloß dort hinaufkämen«, sagte er, »und ein Loch hineinschlagen könnten . . .« Jan setzte sich hin, um sein verletztes Bein zu entlasten. Er sagte: »Wenn du willst, kannst du dich auf meine Schultern stellen.« Es war ein schlechter Witz, und niemand lachte. Keiner war in der Stimmung zu lachen. Ich atmete tief ein und zuckte zusammen, als der Schmerz durch meine bandagierten Rippen fuhr. Ich versuchte krampfhaft, einen Ausweg zu finden, aber mein Verstand schien immer nur zu wiederholen: »Gefangen . . . gefangen.« Dann sagte einer der Geweihten: »Dort führt eine Treppe hinauf.« - »Wo, wieso?« »Mein -«, er zögerte, »einer von - ihnen - hat es mir gezeigt. Er mußte die Kuppel kontrollieren, und ich hatte ihm Werkzeug hinaufzuschleppen. Es gibt eine Treppe dort hinauf, und innerhalb der Kugel, direkt auf der Mauer, verläuft ein Steg.« Ich wandte ein: »Wir werden niemals die Kuppel durchschlagen können. Sie ist sicherlich härter als das Glas, das die Instrumente der Maschinen schützt. Ich glaube, wir können sie nicht einmal ankratzen.«

»Wir wollen es trotzdem versuchen«, erwiderte Fritz. »Das ist unsere einzige Hoffnung, wenn wir nicht wieder durch den Fluß entfliehen wollen.« Den Fluß hatte ich ganz vergessen. Ich sah ihn erleichtert an. »Natürlich! Warum nicht? Warum sollen wir nicht durch den Fluß entkommen?«

»Will, du bist angeschlagen, und ich weiß nicht, ob du das schaffen würdest. Außerdem dürfen wir das nicht tun. Wir müssen sicher sein, daß die Meister nicht wieder das Kommando übernehmen, wenn sie ihr Bewußtsein wiedererlangen. Wir müssen die Stadt zerstören, solange wir dazu noch Gelegenheit haben.«

Ich nickte, und meine Erleichterung verschwand so schnell, wie sie aufgetaucht war. Der Fluchtweg durch den Fluß war diesmal keine Lösung. Wir gingen die Rampe wieder hinunter, und der ehemalige Sklave zeigte uns den neuen Weg. Bei einem der Gartenteiche bewaffneten wir uns mit Metallstangen. Man hatte sie dazu benutzt, um eine wuchernde Pflanze am Rand des Teiches entlang anzubinden. Es war nicht schwer, die Stangen herauszuziehen. Als wir weitergingen, schien es mir, als ob sich einer der zusammengebrochenen Meister bewegte. Es war fast unmerklich, nur ein schwaches Zittern eines Fühlers. Aber es war doch eine Warnung. Ich sprach mit Fritz darüber, er nickte und hieß den Führer schneller zu gehen. Der Steg, der in der Kuppel hinaufführte, begann in einem Stadtteil, in dem viele schmale und spitz zulaufende Pyramiden standen - in diese Gegend kamen Sklaven nur sehr selten. Der Steg war im Grunde eine Rampe, die an der Mauer hing und schmal und äußerst steil nach oben führte.

Unser Führer hatte uns davor gewarnt und gesagt, er wüßte nicht, wie er es bei der früheren Gelegenheit geschafft hätte, dort hinaufzuklettern - hätte er nicht den direkten Befehl seines Meisters gehabt, es wäre unmöglich gewesen. Jetzt war es etwas leichter, denn wir hatten die erhöhte Schwerkraft der Meister ausgeschaltet. Wir stiegen höher und höher hinauf. Neben und unter uns gähnte der Abgrund. Es war ein erschreckendes Gefühl, zumal der Steg kein Geländer hatte. Ich hielt mich so eng wie möglich an der glänzenden Mauer. Nachdem ich einmal entsetzt hinuntergeschaut hatte, nahm ich mir vor, dies nicht mehr zu tun.

Endlich hatten wir die Mauerkrone erreicht. Auch sie besaß kein Geländer und war nur knapp ein Meter breit. Nach beiden Seiten lief sie unterhalb der Kristallkuppel entlang, die etwa zwei Meter oberhalb unseres Pfades nahtlos in die Mauer überging. Für die Meister war es tiefer als Augenhöhe, aber für uns . . .

Wir machten einen ersten Versuch. Einige von uns krümmten die Rücken, andere kletterten hinauf und begannen, mit ihren Metallstangen auf das Kristall einzuschlagen. Ich konnte nicht mitmachen, weil ich verletzt war. Doch es war schlimm genug, ihnen zusehen zu müssen. Der Steg schien noch schmaler zu werden, und eine einzige unvorsichtige Bewegung barg die Gefahr, daß man das Gleichgewicht verlor und achtzig oder hundert Meter tief abstürzte. Meine Kameraden schlugen an der Stelle gegen das Kristall, an der es auf dem Metall der Mauer auflag. Man konnte keine Naht erkennen, sagten sie, und ihre Schläge schienen überhaupt keinen Effekt zu haben. An zwei anderen Stellen begannen wir, der Kuppel zu Leibe zu rücken, hatten aber genausowenig Erfolg. »Wartet mal!« rief Fritz. Dann wandte er sich demjenigen zu, der uns hierher geführt hatte, und fuhr fort: »Hast du deinen Meister hier immer getroffen?«

Der Mann schüttelte den Kopf: »Nein, ich habe ihn nicht gesehen. Ich hatte den Befehl, Essen und Gasblasen hierher zu bringen und abzulegen. Ich blieb nicht länger als nötig.« »Du hast ihn auch nicht auf dem Steg gesehen?« »Nein, aber er konnte gut außerhalb der Sichtweite sein. Man kann nicht hinüber zur anderen Seite schauen.« »Man kann auch nicht durch die Mauer hindurchgehen.« »Aber sie können doch nicht draußen in normaler Luft leben, und er hatte keine Atemmaske mitgenommen.« Fritz sagte überlegend: »Sie mußten ab und zu die Mauer bestimmt auch von außen inspizieren. Es muß also hier oben eine Schleuse geben. Danach sollten wir suchen.« Er blickte an der Wölbung des Kristalls entlang. Die blasser Scheibe der Sonne stand schon tief im Westen. »Oder hat jemand einen besseren Vorschlag?« Niemand wußte etwas, und so begannen wir, im Uhrzeigersinn den Steg entlangzugehen. Von rechts drohte immer die Gefahr des Absturzes, und einige kleine Pyramiden sahen von hier oben wie Speerspitzen aus, die einen herunterfallenden Körper aufspießen könnten. Wir wurde beinahe schwindelig, und meine Brust begann stärker zu schmerzen. Ich hätte genausogut zurückgehen können, denn in meiner Verfassung würde ich ihnen sicher nichts nützen. Aber der Gedanke, meine Freunde im Stich zu lassen, war noch schlimmer. Im Gänsemarsch zogen wir weiter. Die zum Steg hinzuführende Rampe verschwand hinter uns in der grünlichen Dämmerung. Ich war sicher, daß wir nichts finden würden. Der Meister war einfach außer Sichtweite gewesen, so wie wir jetzt auch. Plötzlich rief Fritz von vorn: »Dort ist etwas!« Die anderen verstellten mir den Blick, doch nach kurzer Zeit sah ich, was er meinte. Direkt vor uns endete der Steg, oder besser, er wurde von einem Ding versperrt, das aus der Mauer herausragte und mehr als die Breite des Steges einnahm. Es war eine Art Wärterhäuschen mit einer Tür. Die Tür besaß keinen Druckknopf, mit dem sie bedient wurde. In der Mitte befand sich ein Rad. Es war aus dem gleichen Metall wie die Mauer. Als Fritz versuchte, das Rad zu drehen, drängten wir uns um ihn und achteten vor Aufregung nicht auf die Absturzgefahr. Zunächst erreichte Fritz überhaupt nichts. Aber als er das Rad in die andere Richtung drehte, begann es sich zu bewegen, nicht viel, aber es genügte, um uns hoffen zu lassen. Er drehte weiter, diesmal mit aller Kraft, und das Rad gab noch etwas weiter nach. Nach ein paar Minuten ließ er sich von einem anderen ablösen. So ging es weiter, und schließlich hatte fast jeder einmal seine Kräfte eingesetzt. Endlich sahen wir am Rande der Tür einen kleinen, breiter werdenden Spalt.

Sobald die Lücke breit genug war, quetschte sich Fritz hindurch, und wir folgten nach. Ich war froh, daß ich durch meine Verbände nicht gehindert wurde, denn ich war schmaler als die anderen. Aus der halbgeöffneten Tür und von einigen durchsichtigen Kristallscheiben in der Decke fiel helles Licht ein. Wir konnten jetzt unsere Umgebung klar erkennen.

Das Wärterhäuschen saß in der Wand und ragte auf beiden Seiten heraus. Es war völlig ohne Einrichtung. Ein paar Kisten standen herum, die wahrscheinlich Werkzeuge enthielten. An einem Kleiderständer hingen etwa sechs Atemmasken, die die Meister benutzten, wenn sie menschlicher Luft ausgesetzt waren.

Fritz deutete darauf: »Deshalb nahm der Meister keine Maske mit, er hatte sie ja hier oben.« Er schaute sich in dem zellenähnlichen Innenraum um. »Sie haben sicherlich keine elektrischen Leitungen bis hier hinauf gelegt. Es würde sich nicht lohnen. Deshalb müssen sich die Türen mechanisch öffnen lassen, und zwar alle Türen.« Gegenüber der Tür, durch die wir hereingekommen waren, befand sich eine zweite, vermutlich führte sie auf die Verlängerung des Steges hinauf. Auf der entfernten Seite gab es ebenfalls zwei gegenüberliegende Türen. Wahrscheinlich führten auch sie auf einen ähnlichen Steg hinaus, diesmal auf der Außenseite. Ich sagte: »Aber wenn dies eine Luftschleuse ist . . . Man braucht doch Energie, um die Luft herauszupumpen.« »Ich glaube nicht. Bedenke, die grüne Luft der Meister ist dichter und unter größerem Druck als unsere. Ein einfaches Druckventil würde genügen. Die Menge der irdischen

Luft hier in der Schleuse ist so gering, daß es nichts ausmacht, wenn sie durch das Ventil in die Stadt hineingepreßt wird.« »Dann brauchen wir nur noch eine der Türen dort hinten zu öffnen, worauf warten wir noch?« sagte Jan. Fritz legte seine Hände auf das Rad der äußeren Tür, spannte sich an und drückte nach rechts. Seine mächtigen Muskeln traten vor Anstrengung scharf hervor. Er ließ los und begann von neuem. Nichts passierte. Fritz trat zurück. »Jetzt seid ihr dran!« Ein paar andere versuchten vergeblich ihr Glück. Carlos sagte: »Das ist lächerlich, die Tür ist doch die gleiche wie die andere, selbst das Rad ist identisch.« Fritz hatte einen Einfall. »Halt, ich glaube ich weiß, woran es liegt. Schließt die innere Tür!« Das Rad innen an der Tür sah genauso aus wie das äußere. Es bewegte sich auch ebenso schwer. Sie waren ganz eindeutig für die Körperkräfte der Meister konstruiert, nicht für unsere. Endlich war die Tür zu. »Jetzt«, sagte Fritz. Er mühte sich wieder mit dem Rad der äußeren Tür ab. Diesmal ließ es sich bewegen. Ganz langsam ging es, aber schließlich drang ein Lichtschimmer durch einen Spalt, der sich immer mehr verbreiterte. Es gab ein pfeifendes Geräusch, als die Luft der Meister entwich und an unseren Körpern entlangstrich. Zehn Minuten später schauten wir auf den äußeren Steg hinaus, und vor uns lag eine irdische Landschaft. Ein Muster von Feldern und Flüssen und in der Ferne lag der Hügel der alten, zerstörten Stadt. Die Helligkeit des Tageslichts blendete uns. Fritz sagte: »Selbst die Meister können sich irren, deshalb haben sie eine Sicherung eingebaut. Die äußeren Türen lassen sich nicht öffnen, wenn nicht die inneren geschlossen sind. Ich glaube, umgekehrt ist es ebenso. Versucht einmal, die innere Tür jetzt zu öffnen!« Alle Bemühungen waren umsonst. Es war klar, er hatte recht. »Wir können also eine Tür öffnen und müssen die andere einschlagen«, sagte Carlos. Fritz untersuchte die geöffnete Tür. »Das wird nicht einfach sein, schaut euch das an.« Die Tür war etwa zehn Zentimeter dick und bestand aus dem harten, glänzenden Metall der Mauer. Es war vor einer fast samtenen Glätte, und die Tür war offenbar so sorgfältig eingepaßt, daß sie luftdicht schloß. Fritz nahm die Metallstange, die er mitgebracht hatte, und schlug gegen die Tür. Man sah keinen Eindruck. Wir waren auf ein neues, offenbar unüberwindliches Hindernis gestoßen. Wir konnten die innere Tür geschlossen halten und unsere Masken abnehmen, da die irdische Luft in der Kammer war. Wir würden also nicht ersticken. Aber wir hatten hier oben keine Nahrung und kein Wasser - und vor allem gab es keine Möglichkeit, von der steilen, glänzenden Mauer nach außen abzustiegen. Außerdem mußten wir irgendwie die Schale der Stadt zerstören, sonst würden die Meister sich wieder erholen und den Feuersee erneut in Gang setzen. Enttäuscht starrten wir die Tür an.

Carlos meinte: »Zwischen der inneren und äußeren Tür gibt es einen Unterschied. Die erste öffnet sich nach innen, diese nach außen.« Fritz zuckte mit den Schultern: »Das liegt am Druckunterschied. So ist es leichter.« Carlos hockte sich nieder und betastete den Türrahmen. »Die Tür ist so stark, daß wir sie nicht zerstören können. Aber die Scharniere . . .« Auf der ganzen Innenseite des Rahmens verliefen dünne, helle und von Öl glänzende Scharniere. Vielleicht hatte sie der Meister erneuert, der, ohne es zu wissen, uns diesen Weg gezeigt hatte.

Fritz sagte: »Ja, ich glaube, das schaffen wir. Aber wir kommen nur dran, wenn die Tür auf ist. Das heißt, die innere Tür muß verschlossen sein. Hilft uns das weiter?« »Wir dürfen die Scharniere nicht völlig zerbrechen«, antwortete Carlos, »aber wenn sie angeknackst sind und wir dann die Tür schließen, und nachdem wir die innere Tür geöffnet haben . . .« »Dann versuchen wir von innen, die äußere Tür aufzubrechen! Vielleicht klappt es, wir müssen es auf jeden Fall versuchen.« Wir fingen sofort an. Je zwei hämmerten auf die Nieten der Scharniere. Es war immer noch nicht einfach, aber ein Triumphschrei verriet, daß das erste Scharnier gebrochen war. Dann kamen die anderen dran. Wir gingen systematisch vor und ließen nur das oberste und unterste Scharnier unangetastet. Dann verschlossen wir die Tür wieder und öffneten die innere. »Gut«, sagte Fritz, »jetzt müssen wir oben und unten gegen die Tür schlagen.«

Mit ihren Metallstangen hämmerten und donnerten meine Kameraden gegen die Tür. Fritz und Carlos fingen an. Als sie erschöpft waren, machten zwei andere weiter. Auch diese wurden müde und von den nächsten abgewechselt. Die Minuten tickten vorbei. Gleichmäßig dröhnte Metall auf Metall. Das Kristalldach des Wärterhäuschens wurde dunkel, die Dämmerung brach herein. Ich überlegte, ob die Meister sich bereits wieder bewegten. Vielleicht würden sie schon herumtaumeln, verwirrt zwar, aber mit einem klaren Ziel . . . Sie würden zu dem Loch gehen, in dem das Feuer pulsiert hatte - und vielleicht wieder pulsieren würde. Ich fragte: »Darf ich auch mal?«

»Mit deiner Verletzung hat das wenig Sinn«, antwortete Fritz, »los, Carlos, wir beide noch einmal!« Das Hämmern ging weiter. Dann hörte ich plötzlich ein neues Geräusch: ein Knirschen. Es wiederholte sich und wurde lauter. »Fester!« rief Fritz. Dann hörten wir, wie das Metall riß. Die beiden Scharniere mußten fast gleichzeitig nachgegeben haben. Die Tür neigte sich und fiel nach außen. Vor uns lag der offene Himmel, der jetzt schon dunkel war. Für eine ganze Weile war es das letzte, was ich deutlich wahrnahm; denn als die Tür nach außen wegbrach, wehte ein kräftiger Wind durch das Wärterhäuschen. Wie ein Sturm fegte er durch die innere Tür herein, durch die äußere hinaus und riß einen von uns mit. Jemand schrie: »Hinlegen!« Ich ließ mich fallen, und konnte so dem Wind besser standhalten. Ich spürte, wie er an mir zerrte, aber er konnte mich nicht mitreißen. Der Sturm rührte. Es war ein völlig fremdartiger Ton, weil er sich überhaupt nicht veränderte. Es war ein hartes, gleichmäßiges, scheinbar nie endendes Brausen. Ich staunte, daß ich das Hämmern monoton gefunden hatte. Man konnte in diesem Getöse nicht sprechen, selbst wenn wir nicht so benommen gewesen wären. Um mich herum lagen die anderen am Boden. Es war

unglaublich, daß der Sturm so lange anhalten konnte.

Schließlich trat doch eine Änderung ein. Der Wind wurde von einem anderen, schärferen, lauterem und erschreckenderen Lärm übertönt. Es hörte sich an, als risse der Himmel auf und würde zerfetzt. Einen Augenblick später hörte der Wind auf. Benommen stand ich auf und merkte, daß meine Rippen stärker schmerzten als vorher, weil ich mich zu Boden geworfen hatte. Einige von uns gingen zur inneren Tür. Voller Staunen sahen wir schweigend auf die Stadt. Die Kuppel war nach innen zusammengebrochen. Ein großer Teil über der Mauer hatte standgehalten, aber über die Mitte zog sich ein unregelmäßig gezacktes Loch. Man konnte sehen, wo riesige Brocken auf die Stadt hinuntergefallen waren, einer davon hatte die Arena des Sphärenspiels unter sich begraben. Ich schaute mich nach Fritz um. Er stand allein an der äußeren Tür. Ich sagte: »Das war's. Kein Meister kann überlebt haben.« In seinen Augen standen Tränen, und eine rollte die Wange hinunter. Vor Freude, dachte ich zuerst, aber sein Gesichtsausdruck verriet etwas anderes. Ich fragte: »Was ist los, Fritz?« »Carlos . . .« Er zeigte zur offenen Tür. Voller Erschrecken rief ich: »Nein!« »Der Wind hat ihn hinausgerissen. Ich versuchte, ihn festzuhalten, aber es ging nicht.« Wir schauten zusammen hinaus. Die Mauer fiel steil ab. Ganz tief unten schimmerte ein winziges, goldenes Quadrat: die Tür. Dicht daneben sahen wir einen kleinen schwarzen Fleck. Wir rissen uns die Masken herunter und atmeten begierig die frische Luft. Die grüne Luft der Meister hatte sich verteilt und in der ungeheuren Weite der irdischen Atmosphäre aufgelöst. Wir gingen den inneren Steg entlang und die steile Rampe hinunter zurück in die Stadt. Ich war froh, daß wir es nicht länger aufgeschoben hatten. Die Helligkeit ließ jetzt schnell nach, und die wachsende Finsternis trug nicht gerade dazu bei, mein Schwindelgefühl zu beheben. Endlich waren wir unten. Die Gemeinschaftsräume innerhalb der Pyramiden waren noch immer verschlossen, aber in den Warenlagern fanden wir genügend Vorräte, und wir brachen die Kisten auf, in denen die Nahrung für Sklaven aufbewahrt wurde. An verschiedenen Stellen gab es Trinkbrunnen. Dort hatten früher die Meister ihren Durst gelöscht. Jetzt benutzten wir sie. Die toten Meister lagen überall. Die Finsternis wuchs. Immer mehr Geweihte stießen zu uns. Sie waren verschreckt und durcheinander. Herabstürzende Kristallbrocken hatten einige von ihnen verletzt, und wir versorgten sie, so gut es ging. Dann suchten wir uns einen Platz und verbrachten eine kühle Frühlingsnacht. Es war nicht sehr angenehm, aber über uns leuchteten die Sterne, die glänzenden Sterne über der Erde.

Am Morgen zitterten wir vor Kälte. Fritz und ich besprachen, was zu tun war. Noch immer kamen wir durch den Eingangsraum zur Stadt nur hinaus, wenn wir die harte und mühsame Aufgabe übernahmen, die Türen aufzubrechen. Vor allem die Tür in der Mauer, die sich den Tripoden immer geöffnet hatte, schien uns ein unlösbares Problem aufzugeben. Natürlich konnten wir durch den Fluß entkommen, aber das würde ebenfalls ziemlich schwierig sein, in meinem Fall wäre es fast Selbstmord gewesen.

Ich schlug vor: »Wir könnten doch alles mögliche zusammenbinden und eine Art Seil machen - es gibt hier ungeheure Mengen an Stoffen, aus denen die Meister die Kleidung der Sklaven herstellten -, wenn wir uns dann vom Wärterhäuschen hinunterließen . . .« »Wir bräuchten ein unendlich langes Seil«, sagte Fritz. »Ich glaube, das wäre noch anstrengender als der Weg durch den Fluß. Aber ich habe schon überlegt . . .« »Was?«

»Die Meister sind alle tot. Wenn wir den Feuersee wieder einschalten . . .« »Aber wie? Denk an Mario!«

»Das tue ich ja. Die Energie hat ihn getötet. Aber der Hebel war doch dazu da, damit man ihn bediente.« »Mit einem Fühler. Die Meister haben anderes Fleisch als wir. Vielleicht leiten ihre Fühler das Feuer nicht. Sollen wir etwa einen Fühler abhacken und den Hebel damit hochdrücken?« »Das wäre eine Möglichkeit«, gab er zu. »Daran habe ich gar nicht gedacht. Als Mario den Hebel anfaßte, brannte das Feuer. Es erstarb ganz langsam. Wenn es genauso langsam wieder zu brennen anfängt . . . Verstehst du, was ich meine? Wahrscheinlich besteht überhaupt keine Gefahr, wenn das Feuer noch nicht voll brennt.« Ich antwortete langsam: »Du könntest recht haben. Ich mache es!« »Nein«, antwortete Fritz energisch. »Das mache ich.«

Wir gingen die Rampe hinunter und betraten die Höhle mit den Maschinen. Es war vollkommen dunkel und wir mußten uns tastend zur Mittelpyramide vorarbeiten. Hier unten herrschte ein widerlicher Geruch, so als ob Blätter verfaulten. Als ich zufällig über den Körper eines Meisters stolperte, wußte ich, wo der Gestank herkam. Die Monster begannen bereits zu zerfallen, und hier unten war es wohl schlimmer als oben an der frischen Luft. Zuerst verfehlten wir die Pyramide völlig und stießen gegen eine Maschinenreihe in einem der hinteren Halbkreise. Der zweite Versuch war erfolgreicher. Ich spürte glattes Metall und rief Fritz zu mir. Zusammen tasteten wir uns durch den Eingang und durch das Labyrinth der parallelen Pyramiden. Natürlich war es hier drin nicht dunkler als in der Maschinenhalle, aber meine Angst wuchs. Vielleicht hatte das Gefühl, eingeschlossen zu sein, etwas damit zu tun. Bestimmt aber fürchtete ich mich so sehr, weil ich wußte, daß wir uns dem Loch wieder näherten, in dem das Feuer gebrannt hatte. Als wir den dritten Eingang gefunden hatten, sagte Fritz: »Will, du bleibst hier. Geh keinen Schritt weiter!« Ich antwortete: »Sei nicht albern! Natürlich komme ich mit.« »Nein!« Seine Stimme klang leise, aber bestimmt. »Du bist albern. Wenn etwas schiefgeht, mußt du das Kommando übernehmen. Ihr müßt dann allein nach einem Weg aus der Stadt suchen.«

Ich schwieg, denn er hatte recht. Ich konnte hören, wie er langsam an der Wand entlangging und sich sorgfältig vom Rand des Loches entfernt hielt. Endlich rief er: »Ich bin bei der Säule und suche den Hebel - jetzt habe ich ihn - er ist

oben!« »Ist bei dir alles in Ordnung? Geh auf alle Fälle von der Säule weg!«
»Das habe ich schon getan. Es passiert überhaupt nichts. Kein Zeichen von dem Feuer!«
Das stimmte. Ich versuchte, mit den Augen die Dunkelheit zu durchdringen. Nichts! Vielleicht war das Feuer zu lange erloschen gewesen. Vielleicht mußte man noch etwas anderes tun, um es wieder in Gang zu bringen. Das würden wir niemals herausfinden. Fritz rief, und man hörte seiner Stimme die Enttäuschung deutlich an: »Ich komme zurück!« Ich streckte meine Hände aus, und nach einiger Zeit konnte ich ihn fühlen. Fritz sagte: »Schade, jetzt bleibt uns nur noch die Wahl zwischen Seil und Fluß. Und ich hatte gehofft, daß wir die Stadt unter Kontrolle bekommen könnten.« Zuerst dachte ich, es sei eine Sinnestäuschung, denn manchmal tanzen einem ja in der Dunkelheit helle Punkte vor den Augen. Ich sagte: »Warte noch!« Und dann: »Schau!« Er wandte sich um, und wir starteten beide in die Dunkelheit. Tief unten, am Grund des Loches, sprang ein Funke, dann noch einer und noch einer. Sie wuchsen, liefen ineinander und begannen hell zu glühen. Während wir zuschauten, wurde das Feuer kräftiger, begann zu pulsieren, und das zischende Geräusch setzte wieder ein. Der Feuersee glühte, und blendende Helligkeit durchflutete den Raum.

Ein Sommer im Wind

Die Meister waren tot, aber die Stadt lebte wieder. Das bleierne Gewicht bedrückte uns wieder wie früher, aber uns störte es nicht mehr. In der Halle leuchteten wieder die grünen Lampen, und die Maschinen summteten ihr geheimnisvolles Lied. Wir gingen auf die Straße hinaus, fanden einen Wagen der Meister, kletterten hinein und fuhren zurück zu den anderen. Sie starrten uns entsetzt entgegen. Am Rande der Stadt stieg ein grünlicher Nebel auf. Auch die Maschine, die die Luft der Meister herstellte, arbeitete wieder. Doch diesmal schien sie keine Gefahr darzustellen. Sie stieg in die zerstörte Kuppel auf und verlor sich.

Wir versammelten so viele ehemalige Sklaven, wie wir konnten, und setzten uns wieder zum Eingangsraum zur Stadt in Bewegung. Diesmal funktionierte die Tür auf Knopfdruck. Innen trafen wir die Geweihten, die früher die neu ankommenden Sklaven einweisen mußten. Sie waren völlig durcheinander, die Luft in der Schleuse war nach achtzehn Stunden nicht mehr gut, aber sonst fehlte ihnen nichts. Sie zeigten uns, wie man den beweglichen Raum bediente und wie man das große Tor in der Mauer öffnen konnte. Ich sagte: »Die Dreibeiner . . . Viele von ihnen werden sicher vor der Tür überrascht worden sein. Sie warten vielleicht. Wenn wir aufmachen . . .« »Worauf sollen sie denn warten«, fragte Fritz. »Sie wissen, daß die Kuppel zerstört ist.«

»Wenn die Tripoden hereinkommen - vielleicht haben die Meister in ihnen Atemmasken. Die Maschine, die ihre Luft produziert, arbeitet noch. Sie könnten etwas unternehmen - vielleicht reparieren sie die Schäden.« Fritz wandte sich an den, der uns gezeigt hatte, wie die Tür in der Mauer geöffnet wurde und fragte: »In der Halle der Tripoden menschliche Luft. Wie kamen sie in die Stadt hinein?« »Die Türen der Meister in den Halbkugeln der Tripoden paßten genau in den Rahmen, die ihr dort oben an der Innenseite der Halle seht. Sie brauchten nur hindurchzugehen.« »Ließen sich die Durchgänge von außen öffnen?« »Nein, nur von hier aus. Wir drückten auf einen Knopf, wenn die Meister uns den Befehl dazu gaben, und dann gingen die oberen Durchgänge auf.« Er zeigte auf ein kleines Metallgitter in der Wand. »Selbst wenn sie in den Dreibeinern saßen, konnte man sie hier hören.« »Gut, du bleibst hier«, sagte Fritz, »ein paar andere auch. Du kannst sie dir aussuchen. Später werdet ihr abgelöst, aber bis dahin müßt ihr aufpassen, daß die Durchgänge geschlossen bleiben. Klar?«

Er sprach mit der Autorität eines Mannes, der Gehorsam erwartet, und sein Befehl wurde auch ohne Murren aufgenommen. Wir vier, der Rest von uns sechs, die in die Stadt eingedrungen waren, wurden von den anderen überhaupt mit Achtung und Respekt behandelt. Obwohl die Kappen keine Kontrolle mehr über sie ausübten, erschauerten sie bei dem Gedanken, daß wir die Meister bekämpft und besiegt hatten. Wir gingen in den Raum, der sich bewegte, und fuhren in die Halle der Tripoden hinunter. Die grünen Lampen brannten, aber ihr Schein wurde vom hellen Tageslicht überdeckt, das durch die offene Mauer hereinflutete. Das Tor war fünfzehn Meter breit und mehr als doppelt so hoch. An der Wand standen lange Reihen von Tripoden, bewegungslos und wahrscheinlich unbesetzt. In ihrer Gegenwart schienen wir wieder Zwerge zu sein, aber wir waren siegreiche Zwerge. Wir gingen durch das Tor hinaus, und Jan griff erschreckt nach meinem Arm. Vor uns stand ein Tripode und startete drohend auf uns herab.

Fritz schrie: »Wenn er angreift, nach allen Seiten weg! Er kann nicht alle zugleich fangen!«

Doch die Fühler hingen bewegungslos von der Halbkugel herab. Die drohende Haltung war eine Täuschung gewesen. Der Tripode war ohne Leben. Nach ein paar Augenblicken erkannten wir das, und unsere Spannung löste

sich wieder. Unbesorgt durchquerten wir den Schatten, den der Dreibeiner warf. Einige der Geweihten kletterten auf einen der drei Metallfüße und schrien und lachten vor Freude.

Fritz sagte zu mir: »Ich hatte geglaubt, sie führten in den Tripoden genug Luft, Nahrung und Wasser mit, um es länger auszuhalten. Sie legten auf ihren Patrouillengängen doch Strecken zurück, für die sie Tage, vielleicht sogar Wochen brauchten.«

»Das ist doch jetzt unwichtig«, antwortete ich. »Sie sind tot.« Ich war fast versucht, mit den anderen auf die Metallfüße zu klettern, aber das wäre kindisch gewesen. »Vielleicht sind sie am gebrochenen Herzen gestorben.« (Meine alberne Vermutung war wohl nicht allzuweit von der Wahrheit entfernt. Wir erfuhren später, daß die Tripoden wenige Stunden, nachdem das Feuer in der Stadt ausgegangen war, stehengeblieben waren. Man konnte unmöglich sagen, wodurch sie starben, aber es konnte durchaus sein, daß sie an Verzweiflung zugrunde gingen. Unsere Wissenschaftler haben später die Leichen der Meister in den Tripoden untersucht, fanden aber keine erkennbare Todesursache. Jedenfalls starb Ruki nicht - zumindest noch nicht. Vielleicht lag das daran, daß er, gewöhnt an den Zustand der Gefangenschaft, den Schock vom Untergang der Metropole besser verkraften konnte und mit der Hoffnung weiterlebte, doch noch gerettet zu werden.) Es war herrliches Wetter, wie um unseren Sieg zu feiern. Große, flauschige Wolken hingen in blendendem Weiß am Himmel, doch die blauen Stellen am Himmel nahmen den größeren Raum ein, und die Sonne versteckte sich nur selten hinter den Wolken. Der schwache Wind war warm und roch nach Frühling und Blumen. Wir gingen um die Mauer herum zum Fluß und zu unserem Versteck, von dem aus wir aufgebrochen waren. Als wir näher kamen, sahen wir winkende Gestalten, und ich spürte erleichtert, daß die Tage der Gefahr und des Versteckens vorbei waren. Die Erde gehörte wieder den Menschen. Andre begrüßte uns und sagte: »Gute Arbeit! Wir fürchteten schon, ihr sitzt in der Stadt in der Falle.« Fritz erzählte, daß wir den Feuersee wieder in Gang gebracht hatten. Andre hörte aufmerksam zu: »Das ist ja großartig! Unsere Wissenschaftler werden vor Freude fast verrückt werden. Das bedeutet doch, daß die Geheimnisse der Meister offen vor uns liegen.« Ich streckte mich und zuckte zusammen, als sich meine Rippen schmerzhaft meldeten. Ich meinte: »Sie haben dazu genug Zeit. Jetzt können wir uns ausruhen.« »Nein«, sagte Andre. »Wir haben zwar hier gesiegt, aber wir müssen mit Gegenangriffen rechnen.« »Von den anderen Städten?« fragte Fritz. »Wie lange wird es dauern, bis wir Nachricht bekommen?« »Wir haben schon Nachricht bekommen!« »Die Tauben können doch nicht so schnell fliegen!« »Die unsichtbaren Radiowellen sind viel schneller als Tauben. Wir haben es zwar nicht gewagt, sie zum Senden von Nachrichten zu benutzen, aber wir hören den Funkverkehr der Meister ab. Bei zwei Städten hat die Sendetätigkeit aufgehört, aber von der dritten aus wird noch immer gefunkt.« »Im Osten«, vermute ich, »die kleinen, gelben Burschen haben . . .« »Nein, die nicht«, antwortete Andre, »es ist die Stadt im Westen.« Beim Angriff auf die Stadt im Westen sollte Henry dabeisein. Ich dachte an ihn und die beiden Freunde, die wir selbst verloren hatten. Plötzlich schien der Tag nicht mehr ganz so hell zu sein wie zuvor.

Henry war noch am Leben. Drei Monate später sahen wir uns in der alten Burg wieder, und er erzählte uns - Fritz, Bohnenstange und mir -, was geschehen war.

Von Anfang an war alles schiefgelaufen. Zwei aus ihrer Mannschaft von sechs waren plötzlich von einer in der Gegend häufig auftretenden Krankheit befallen worden und mußten durch andere ersetzt werden, die nicht so gut vorbereitet waren. Beim Versuch, durch den unterirdischen Tunnel in die Stadt hineinzuschwimmen, hatte einer der Ersatzleute Schwierigkeiten, und sie mußten umkehren. Erst in der nächsten Nacht kamen sie in die Stadt hinein. Auch innerhalb der Stadt lief es nicht wie geplant. Sie brauchten lange, bis sie ein Lager fanden, in dem genügend Lebensmittelvorräte waren, um die Mischung für den Gärungsprozeß anzusetzen. Hinzu kam, daß nur ein Teil der mitgebrachten Hefe zu gären anfang. Außerdem hatten sie kein Versteck in der Nähe der Wasserreinigungsanlage gefunden und mußten den Alkohol auf langen, erschöpfenden Nachtmärschen erst herbeischleppen.

Doch am festgesetzten Tag hatten sie schließlich die vorgesehene Menge Alkohol produziert. Henry glaubte, von nun an würde alles glattgehen. Wir mußten gegen Mittag unseren Alkohol ins Wasser schütten, seine Gruppe konnte jedoch die letzten Nachtstunden ausnutzen, bevor die Meister ihren Tagesdienst an den Maschinen begannen. Zumindest dachte Henry, daß er nachts arbeiten könnte. Wie in unserer Stadt ging der Weg zur Rampe, die zur Wasserreinigung hinunterführte, an einem offenen Platz vorbei, der von Gartenteichen gesäumt war. Das schlimme war, daß in einem der Teiche zwei Meister saßen. Es sah aus, als kämpften sie miteinander, sie zerrten und zogen sich gegenseitig an den Fühlern, peitschten das Wasser und spritzten damit herum. Als Fritz und ich beim erstenmal einen Fluchtweg aus der Stadt suchten, hatten wir etwas Ähnliches beobachtet, aber es für nicht sehr wichtig gehalten. Es war einfach eine von vielen unverständlichen Angewohnheiten der Meister. Auch unsere Wissenschaftler hatten ratlos die Köpfe geschüttelt. Henry ließ sich, genau wie wir, nicht beunruhigen. Er hoffte nur, daß sie bald aufhören und weggehen würden. Aber das taten sie nicht, es dauerte lange, und schließlich hatten Henry und seine Gruppe nur noch wenige Minuten, bis die Arbeitszeit in der Stadt begann.

Henry nahm das Risiko auf sich. Die beiden Meister schienen völlig mit sich beschäftigt zu sein, außerdem rangelten sie in dem Teich, der am weitesten von der Rampe entfernt war. Er ließ seine Leute im Schutz der Mauer des zweiten Teiches vorbeischieben und dann zur Rampe rennen, denn dort war wieder eine Deckungsmöglichkeit. Drei kamen

unbemerkt durch, aber die Meister mußten den vierten gesehen haben. Mit überraschender Schnelligkeit kamen sie aus dem Teich und untersuchten die merkwürdige Angelegenheit.

Henry und seine Kameraden konnten einen der beiden Meister töten und wären - meinte Henry - wohl auch mit dem anderen fertig geworden, wenn er sich gestellt hätte. Aber dieses Monster hatte den unglaublichen Vorfall gesehen - Sklaven griffen die Meister an -, rannte, sich ständig drehend, davon und brüllte und heulte in ihrer uns unverständlichen Sprache. Er würde sicher mit Verstärkung zurückkommen. Vielleicht hätten sie noch zwölf Gefäße mit Alkohol in das Wasser schütten können, aber das bedeutete, daß man die Meister auf die wahre Gefahr aufmerksam machte. Und das nicht nur in der westlichen Stadt, auch die beiden anderen Städte wären gewarnt: die Nachricht wäre auf Radiowellen sofort verbreitet worden.

Das Unternehmen war gescheitert, und sie mußten versuchen zu retten, was zu retten war. Sie durften nicht gefangen werden und mußten ihre wahren Gedanken zumindest so lange geheimhalten, bis der Angriff auf die beiden anderen Städte erfolgt war. Henry ließ seine Leute sich zerstreuen und machte sich selbst auf den Weg zum rettenden Fluß. Er kam durch und zwei andere auch. Aber er wußte nicht, was aus den drei anderen geworden war. Er glaubte, daß man sie gefangen hatte. Sie hatten den Fluß noch nach ihren Leichen abgesucht, aber nichts gefunden. (Bei dieser Stadt war es übrigens kein echter Fluß, sondern ein Werk der Vorfahren - ein riesiger Kanal verband den westlichen Ozean mit einem noch größeren auf der anderen Seite der Landenge.) Die Tripoden entfalteten eine aufgeregte Tätigkeit und patrouillierten die Gegend in großer Zahl, aber Henry hielt sich mit seinen Gefährten in einem unterirdischen Versteck verborgen und wurde nicht gefunden. Endlich kamen sie weg, erreichten ihr Schiff und fuhren zu uns zurück.

»Ein Fehlschlag auf der ganzen Linie«, schloß er seinen Bericht. »Du hattest Pech«, verbesserte ich ihn, »wir brauchten alle etwas Glück, und du hast es eben nicht gehabt.« »Es war auch kein vollständiger Mißerfolg«, meinte Fritz. »Was auch aus den drei anderen geworden sein mag, auf jeden Fall müssen sie sich so lange gehalten haben, bis es zu spät war. Die beiden anderen Städte sind nicht mehr rechtzeitig gewarnt worden.«

Bohnenstange sagte: »Ich war gerade bei Julius, als die Nachrichten einliefen. Er sagte, er wäre bereits sehr zufrieden gewesen, wenn wir nur eine Stadt besiegt hätten. Zwei war mehr, als man erwarten konnte.«

Henry erwiderte: »Das ändert nichts an der Tatsache, daß die Meister die beiden amerikanischen Kontinente noch immer beherrschen. Was machen wir jetzt? Wir haben bestimmt keine Chance mehr, als Spione in die Stadt hineinzukommen. Vielleicht wissen sie nicht einmal, was eigentlich wirklich passiert ist, aber sie werden mit Sicherheit keinem menschlichen Sklaven mehr trauen.«

»Ich verstehe nicht, warum sie noch keinen Gegenangriff unternommen haben«, sagte ich. »Vielleicht tun sie es noch«, antwortete Fritz. »Sie warten etwas zu lange. Wenn sie einen neuen Sender hier aufgebaut hätten, bevor wir die Kappen unbrauchbar machen konnten, wäre es für uns wesentlich schlechter gewesen.« Man konnte die Kappen, die in die Schädel der Geweihten • eingewachsen waren, nicht entfernen, aber unsere Wissenschaftler hatten einen Weg gefunden, wie man das Drahtgeflecht beschädigen konnte, so daß die Kappen nicht mehr funktionierten. Wir konnten allerdings unsere falschen Kappen, die wir nur zur Tarnung getragen hatten, abnehmen. Es war ein herrliches Gefühl, nicht mehr den ständigen Druck des Metalls auf dem Kopf zu spüren. Fritz meinte: »Ich glaube, sie beschränken sich nur noch auf die Verteidigung. Ihre beiden Städte hier und im Osten sind zerstört, und sie könnten nichts mehr retten. Aber in anderthalb Jahren kommt das große Raumschiff von ihrem Heimatplaneten. Sie glauben wahrscheinlich, daß sie nur noch so lange aushalten müssen, bis es die Erde erreicht hat. Solange sie noch einen Kontinent beherrschen, können sie die Maschinen aufstellen, die unsere Atmosphäre vergiften werden.«

Henry wurde unruhig: »Eineinhalb Jahre - das ist nicht viel Zeit. Bohnenstange, weißt du, wie unsere weiteren Pläne aussehen?« Bohnenstange nickte: »Einiges davon, ja.« »Aber du darfst nichts verraten, oder?« Bohnenstange lächelte: »Ihr werdet es schon früh genug erfahren. Ich vermute, daß Julius morgen beim Festessen die Pläne enthüllen wird.«

Das Wetter hatte sich prima gehalten, und so fand das Festessen draußen im Burghof statt. Es war als Siegesfeier für alle diejenigen gedacht, die an der Eroberung der Städte teilgenommen hatten. Es war herrlich. Wir konnten zwischen allen möglichen Meeresfischen wählen, außerdem gab es noch Bachforellen und in Butter gebratenen Hecht. Danach gab es Hühnchen, wenn man wollte, auch Ente, Spanferkel oder gebratene Tauben. Außerdem drehte sich noch ein ganzer Ochse über einem offenen Feuer. Dazu gab es den perlenden Wein aus dem Norden, den ich bei der Feier nach den Wettkämpfen zum erstenmal kennengelernt hatte. Fast so beeindruckend wie das Essen selbst war die Tatsache, daß wir es nicht mehr selbst zubereiten oder an den Tisch bringen mußten. Heute wurden wir bedient, und das Essen wurde uns sorgfältig serviert. Das machten Leute, die geweiht worden waren.

Alle Geweihten behandelten uns wie Helden - das war manchmal etwas peinlich, aber nicht unangenehm. Die Tatsache, daß jetzt von Leuten gekocht wurde, die es wirklich gelernt hatten, war jedenfalls ein eindeutiger Gewinn. Julius sprach über unser Unternehmen. Sein Lob war eher behutsam als überschwenglich. Trotzdem errötete ich, als ich ihm zuhörte. Er erwähnte Fritz ganz besonders, und das war richtig so. Unser Erfolg beruhte schließlich wirklich zum großen Teil auf seiner Beharrlichkeit und seinem Einfallsreichtum.

Julius fuhr fort: »Ihr werdet euch sicher schon gefragt haben, was wir als nächstes tun werden. Wir haben die Städte

des Feindes hier und im Osten zerstört. Aber eine Metropole steht noch immer, und so lange sie funktionstüchtig bleibt, sitzt uns das Messer an der Kehle. Mehr als die Hälfte unserer kostbaren Zeit ist verstrichen. Wir müssen auch diese letzte Festung der Meister zerstören, bevor ihr Raumschiff eintrifft. Aber wir haben es jetzt nur noch mit einer Stadt zu tun. Ein gut vorbereiteter und gut ausgeführter Angriff muß uns den endgültigen Sieg bringen. Und ich darf sagen, daß die Pläne schon weit fortgeschritten sind.

Unser Grundgedanke ist der: Die Meister sind fremdartige Wesen, die normalerweise auf der Erde nicht leben können. Das heißt, sie müssen ihre eigenen Lebensbedingungen künstlich aufbauen und erhalten, wenn sie überleben wollen. In diesem Punkt sind sie besonders verwundbar. Bei unseren Ersten Angriffen betäubten wir die Meister und schalteten die Energiequellen ihrer Städte ab. Aber die Entscheidung fiel erst, als die Kristallkuppel zusammenbrach und dadurch ihre Luft durch die irdische ersetzt wurde. Diese letzte Phase muß beim Schlag gegen die noch existierende Stadt auf andere Weise herbeigeführt werden.

Es hat keinen Sinn, noch einmal den Weg der Sabotage von innen her zu versuchen. Unsere letzten Berichte besagen, daß die Meister im Westen keine Geweihten mehr als Sklaven in die Stadt aufnehmen. Wir wissen nicht, was aus denen geworden ist, die schon in der Stadt lebten, aber es scheint sicher, daß man sie getötet hat oder ihnen den Befehl gab, sich selbst zu töten. Auf diese Weise geht es also nicht mehr. Wir müssen von außen angreifen. Die Frage ist nur, wie.

Wir haben aus alten Büchern erfahren, daß unsere Vorfahren Waffen besaßen, die Landstriche von der Größe einer Stadt der Meister auch aus großen Entfernungen völlig verwüsten konnten. Sicherlich werden auch wir solche Waffen wieder entwickeln können, aber dazu brauchen wir mehr Zeit, als uns zur Verfügung steht. Wir können eine einfachere Form einer Kanone bauen, die Explosivstoffe aus einer gewissen Entfernung abfeuern kann, aber das nützt uns nichts. Wir wissen aus den neuesten Berichten nämlich auch, daß die Meister die Umgebung ihrer Stadt nach Norden und Süden viele Kilometer im Umkreis zerstören und alles Leben vernichten, um jede Gefahr zu bannen. Wir brauchen also etwas anderes.

Ich glaube, daß wir eine Lösung gefunden haben. Unsere Vorfahren haben etwas gebaut, was die Meister offenbar in ihrer Entwicklung niemals benötigt haben. Ich meine die Konstruktion von Maschinen, die durch die Luft fliegen können. Die Meister kommen von einem Planeten, dessen Schwerkraft das Fliegen schwierig, wenn nicht unmöglich gemacht hat. Dafür gelang ihnen sofort der Sprung vom Bodenverkehr zur Raumfahrt. Wahrscheinlich hätten sie, nachdem sie die Erde erobert hatten, die Flugzeuge kopieren können, aber sie taten es nicht. Vielleicht war eine Art Stolz dabei, vielleicht hielten sie die metallenen Dreibeiner auch für zweckmäßig genug . . . Es kann auch sein - wir wissen zu wenig über ihre geistige Konstitution -, daß sie einfach vor dem Fliegen Angst hatten.«

Ich erinnerte mich an meine Furcht und die Schwindelgefühle, als wir die Rampe an der Mauer hinaufgestiegen waren und dann auf dem engen Steg über den Spitzen der Stadt entlanggegangen waren. Die Meister hatten ähnliches sicher nicht empfunden, sonst hätten sie anders gebaut. Aber schließlich ist Angst nicht rational Begründer. Es konnte sein, daß ihnen nichts etwas ausmachte, solange sie Kontakt zum Boden hatten. Brach der ab, waren sie vielleicht völlig verwirrt. Julius fuhr fort: »Wir haben Flugzeuge gebaut.« Er sagte es ruhig, ohne besondere Betonung, aber die letzten Worte wurden dennoch vom plötzlichen Applaus übertönt. Julius hob seine Hand, um Ruhe herzustellen. Er lächelte. »Es sind nicht Flugzeuge, wie sie unsere Vorfahren bauten - Maschinen, die Hunderte von Leuten über den Ozean tragen konnten, ihr mögt staunen, aber es stimmt -; Flugzeuge, die halb um die Welt fliegen können, sind im Augenblick außerhalb unserer Möglichkeiten. Wir besitzen jetzt kleine und einfache Maschinen. Aber sie fliegen, und ein Mann kann sie steuern, und sie können Sprengkörper transportieren. Das sind die Waffen, die wir benutzen werden, und ich hoffe, daß wir mit ihnen die letzte Festung des Feindes zerstören werden.« Dann sprach er über allgemeinere Dinge. Ich hatte erwartet, daß er etwas über unsere Aufgabe bei diesem Unternehmen sagen würde, aber das tat er nicht. Später, als wir einer Vorführung von Jongleuren zusahen, fragte ich ihn direkt: »Wann fangen wir an, mit den Flugzeugen zu trainieren? Machen wir das hier oder in dem Land auf der anderen Seite des Ozeans?« Er sah mich mit lachenden Augen an: »Ich dachte, du bist zu vollgeegessen um überhaupt noch zu reden, Will. Nachdem ich gesehen habe, was du in dich hineingestopft hast, vermute ich, daß du nie vom Boden hochkommst. Wie machst du es, daß du so viel ißt und so dünn bleibst?«

»Ich weiß es nicht. Aber diese Maschinen - sind sie wirklich schon fertig?« »Sie sind fertig.«

»Dann können wir ja bald anfangen, das Fliegen zu lernen.« »Mehrere Männer sind schon dabei. Sie können sogar schon fliegen, sie müssen nur noch mehr Routine bekommen.« »Aber . . .«

»Du möchtest wissen, was deine Rolle ist? Hör zu, Will! Ein General schickt nicht immer dieselben Truppen nach vorn. Ihr habt euch gut geschlagen, ihr habt eine Pause verdient.« »Das ist doch Monate her! Seitdem haben wir nichts getan, als wie Maden im Speck zu leben. Ich würde viel lieber mit den neuen Maschinen fliegen lernen.«

»Das glaube ich dir gern. Aber es gibt noch etwas, was ein General berücksichtigen muß - er muß seine Leute und seine Zeit einteilen. Er kann nicht darauf warten, daß ein Unternehmen beendet ist, bevor er das nächste startet.

Während alle drei Städte existierten, wagten wir es nicht, die Maschinen fliegen zu lassen. Aber schon zu der Zeit begannen unsere Leute, mit den Maschinen am Boden zu üben, und sie lasen alte Bücher über das Fliegen. Die erste

Maschine erhob sich einen Tag, nachdem die Kuppel der Stadt explodierte, in die Luft.«

Ich versuchte ihn umzustimmen: »Aber ich könnte doch zu den anderen stoßen und ihren Vorsprung aufholen. Du hast selbst gesagt, ich bin dünn. Ist das nicht ein Vorteil? Ich meine, mit mir hätte die Maschine ein geringeres Gewicht zu tragen.«

Er schüttelte den Kopf: »Das Gewicht ist nicht so entscheidend, wir haben mehr Piloten, als wir im Augenblick brauchen. Außerdem kennst du unsere Regel. Persönliche Bevorzugungen gibt es nicht. Es kommt nur darauf an, wirksam und erfolgreich zu handeln. Wir haben nur eine begrenzte Anzahl von Flugzeugen, und das beschränkt natürlich die Übungsmöglichkeiten der Piloten. Selbst wenn ich der Meinung wäre, daß du viel besser geeignet bist als diejenigen, die wir schon haben - der Meinung bin ich übrigens nicht -, würde ich nicht zustimmen, daß ein Neuling anderen Trainingszeit wegnimmt, um aufzuholen, wie du es nennst. Es wäre nicht rationell genug.«

Er hatte entschieden gesprochen, ja abweisend, und ich konnte nichts anderes tun, als seine Entscheidung zu akzeptieren und gute Miene dazu zu machen. Als ich später etwas beleidigt Fritz erzählte, was wir besprochen hatten, hörte er mit seiner gewohnten Aufmerksamkeit zu und meinte: »Julius hat recht. Wir beide gehörten zu der Gruppe, die die Stadt angriff, weil wir sie von innen kannten, aber bei den Flugzeugen sind wir den anderen gegenüber nicht im Vorteil.« »Deswegen müssen wir hierbleiben, gammeln, nichts tun, und auf der anderen Seite des Ozeans passieren die aufregendsten

Dinge?« Fritz zuckte mit den Schultern: »Es sieht so aus. Da wir keine andere Wahl haben, müssen wir eben das beste daraus machen.« Ich konnte die Angelegenheit nicht ganz so leicht nehmen. Ich glaubte noch immer, daß wir den Vorsprung der anderen Piloten hätten aufholen können. Außerdem war ich der Meinung, daß wir durch unsere bisherigen Leistungen uns das Recht erworben hätten, auch bei dem letzten Angriff mit von der Partie zu sein. Ich hoffte, daß Julius es sich noch anders überlegen würde, aber er änderte seine Haltung selten. Ich gab die Hoffnung erst auf, als er eines Tages unser Burg verließ, um zu einem unserer anderen Stützpunkte zu reiten. Ich stand auf der alten, halbzerstörte Befestigungsanlage und beobachtete, wie sein Pferd davontrabte, als Bohnenstange herankam. Er fragte: »Na, Will, nichts zu tun?« »Ich könnte vieles tun, schwimmen, in der Sonne liegen, Mücken fangen . . .« »Bevor Julius aufbrach, hat er mir erlaubt, eine neue Versuchs-

reihe zu starten. Du könntest mir dabei helfen.« Ich fragte lustlos: »Worum geht es?« »Habe ich dir jemals von meinen Experimenten erzählt, die ich durchführte, bevor ich dich kennenlernte? Ich hatte zum Beispiel gemerkt, daß der Dampf aus einem Wasserkessel hochsteigt. Also versuchte ich, einen Ballon zu bauen, der den Wasserdampf einfangen, aufsteigen und bei entsprechender Größe mich sogar tragen konnte.« »Das hast du schon einmal erzählt.« »Ich träumte davon, in ein Land zu fliegen, in dem es keine Tripoden gab. Es klappte natürlich nicht. Der Hauptgrund war der, daß die Luft im Ballon sehr schnell abkühlte und wieder heruntersank. Aber als wir daran arbeiteten, die Bestandteile der Luft zu isolieren, damit ihr mit Hilfe der Sauerstoffkanister unter Wasser in die Stadt schwimmen konntet, haben wir auch gelernt, wie man Gase produziert, die leichter als Luft sind. Wenn man einen Ballon damit füllt, dann wird er hochsteigen und oben bleiben. Unsere Vorfahren haben solche Ballons übrigens benutzt, bevor sie die Flugzeuge erfanden.« Ich antwortete wenig begeistert: »Das hört sich ja interessant an. Und was soll ich dabei tun?« »Ich habe ein paar Ballons gebaut und Julius überredet, daß ich sie mit einigen Leuten ausprobieren darf. Wir werden ein eigenes Lager aufschlagen und - wir werden damit fliegen, nehme ich an. Machst du mit? Ich habe Henry und Fritz schon gefragt, sie sind beide begeistert.« Unter anderen Umständen hätte mich die Idee fasziniert. Doch im Augenblick sah ich nur, daß die Weigerung von Julius, mich an dem Luftangriff auf die dritte Stadt teilnehmen zu lassen, endgültig war. Im Vergleich dazu erschien mir Bohnenstanges Vorschlag wenig verlockend. Mürrisch antwortete ich deshalb: »Na gut, ich komme mit.« Mein Ärger war kindisch, und als ich mich erst einmal mit den Tatsachen abgefunden hatte, vergaß ich ihn schnell. Es half mir sehr, daß das Ballonfliegen ungeheuren Spaß machte. Wir brachten die Ballons auf Karren ins Landesinnere in eine wilde, fast unbewohnte Gegend. Das Land war hügelig, es waren die Vorgebirge der Alpen, und es war eindrucksvoll genug. Bohnenstange wollte vor allen Dingen wissen, wie man die Ballons in Windböen und Luftströmungen steuern konnte. Für diese Absicht bot das hügelige Gelände alle Möglichkeiten. Der Ballon bestand aus geöltem Pergament. Ein Netz von Tauen aus Seide umspannte ihn, die zu einem Korb hinunterführten, in dem man selbst stand. Der Korb wurde auf der Erde festgebunden, ehe der Ballon mit dem leichten Gas gefüllt wurde. Er zerrte an den Seilen, als könnte er es nicht erwarten aufzusteigen und davonzufliegen. Der Ballon zwar ziemlich groß, etwa vier Meter im Durchmesser. In dem Korb konnten vier Männer Platz finden, aber die normale Besatzung bestand aus zwei. Wir führten auch Ballast mit. Das waren Sandsäcke, die man abwarf, wenn man in einen Fallwind geriet. Das Landen war besonders einfach. Man zog an einem Seil, das den Ballon ein wenig öffnete und etwas Gas ausströmen ließ. Das war nicht schwer, erforderte aber eine gewisse Sorgfalt. Zog man zu fest an dem Seil, dann öffnete sich das Ventil völlig, und der Ballon und der Korb sausten wie ein Stein hinunter. Diese Vorstellung war wenig angenehm, wenn man bedachte, daß man sich meist in Höhen von über hundert Metern bewegte. Doch das beeinträchtigte unseren Spaß an der Sache in keiner Weise. Ich glaube, es gibt nichts Schöneres als das Ballonfliegen, und das erste Mal, als ich vom

Boden abhob, war ein erhebendes Gefühl. Natürlich hatte ich auch schon früher manchmal in der Luft gehangen, als mich ein Fühler der Tripoden hochhob - der Schreck saß mir noch heute in den Knochen. Im Gegensatz dazu war diesmal alles von wohlthuender Ruhe begleitet. Bohnenstange warf die letzte Leine los, und wir begannen zu steigen, schnell und gleichmäßig. Der Nachmittag war windstill, und wir schossen fast senkrecht in den Himmel hinauf, der von weißen Wolken bedeckt war. Bäume, Sträucher und die Gesichter der Zuschauer wurden rasch kleiner und verschwammen. Jeder Augenblick öffnete uns den Horizont weiter. Es war ein stolzes Gefühl. Am liebsten wäre ich ewig so weitergefliegen. Wie schön wäre es, wenn man immer so durch den Himmel schweben könnte, vom Sonnenschein ernährt und von den Wolken mit Wasser versorgt!

Allmählich lernten wir, wie man mit diesen riesigen Kugeln umgehen mußte, die uns hochhoben und durch die Luft trugen. Es war schwieriger, als wir zuerst angenommen hatten. Selbst an scheinbar ruhigen Tagen gab es heftige Windböen, mit teilweise wilder Heftigkeit. Bohnenstange redete davon, daß man Ballons bauen sollte, die eine feste Außenhaut besaßen und mit Zusatzmaschinen schneller aufgetrieben werden könnten als unsere jetzigen Fahrzeuge. Aber für die Zukunft sah auch er nur geringe Chancen - im Augenblick jedenfalls waren wir den Launen von Wind und Wetter völlig ausgeliefert. Wir mußten lernen, uns treiben zu lassen, als führen wir mit einem Kanu auf einem unbekannten Wildbach, bei dem ruhige Strecken mit Stromschnellen und reißendem Wasser abwechselten. Wir lernten den Himmel kennen. Wir fanden Zeichen und kleine Andeutungen, die uns ahnen ließen, wie die Luftströmung an einem Felshang hinauf- oder hinunterstrich.

Ich war so fasziniert, daß ich beinahe vergaß, daß wir an dem großen Kampf, der sich bald der Entscheidung nähern mußte, nicht mehr teilnahmen. Der schlimmste Augenblick kam, als einige Männer aus der Burg uns besuchten und berichteten, daß die Piloten der Flugzeuge nach Amerika aufgebrochen waren. Aus Sicherheitsgründen reisten sie auf verschiedenen Schiffen, und jedes Schiff trug Einzelteile, die drüben wieder zu Flugzeugen zusammengesetzt werden würden. Henry und ich brauchten eine Weile, bis wir diese Nachricht verdaut hatten. Erst jetzt merkte ich, daß er viel schwerer daran trug, nicht teilnehmen zu dürfen, als ich selbst. Er war schließlich schon innerhalb der dritten Stadt gewesen und hatte den Mißerfolg seiner Expedition erlebt.

Wir konnten uns nur auf unsere sinnlose und manchmal gefährliche Art des Fliegens konzentrieren - konnten hoch über die Hügel hinaufsteigen und aus gleicher Höhe zu den braunen Sommergipfeln hinüberschafften. Wir lebten im Freien und kampierten in der kargen Landschaft. Das bedeutete, daß wir in den Flüssen, die durch enge Felsen und weite Heide Landschaft strömten, selbst unsere Fische fangen mußten, die wir dann über offenem Feuer brieten.

Außerdem jagten wir Hasen und Kaninchen, manchmal erlegten wir sogar ein Stück Rotwild oder ein Wildschwein und feierten dann am Lagerfeuer bis in die Tiefe Nacht. Auf dem harten Boden schliefen wir fest und erwachten frisch.

So vergingen Tage, Wochen und Monate. Der Sommer neigte sich dem Ende zu, und mit dem beginnenden Herbst wurden die Tage kürzer. Bald würden wir für die Winterzeit in die Burg zurückkehren müssen. Aber ein paar Tage vor unserem geplanten Aufbruch tauchte ein Bote auf. Seine Nachricht war kurz und bündig. Julius wollte, daß wir sofort zurückkamen. Wir legten unsere Ballons zusammen, packten sie auf die Wagen und brachen am nächsten Tag bei dünnem Nieselregen auf. Noch nie hatte ich Julius so müde und alt gesehen. Seine Augen waren rot, und ich nahm an, daß er nur wenig Schlaf fand. Fast bekam ich ein schlechtes Gewissen, wenn ich an unsere sorglosen Tage und Nächte in den Hügeln dachte. Er sagte: »Es ist am besten, wenn ihr es gleich erfahrt. Wir haben schlechte Nachrichten, so schlecht wie sie nur sein können.« Bohnenstange fragte: »Der Angriff auf die dritte Stadt?« »Ein völliger Fehlschlag.« »Was ist schiefgelaufen?« »Bei den Vorbereitungen nichts. Alle Maschinen kamen sicher drüben an, und wir errichteten drei Stützpunkte, zwei im Norden und einen im Süden der Stadt. Wir tarnten sie - scheinbar erfolgreich, so daß sie aus einiger Entfernung, aus der Höhe der Tripoden, sich nicht vom Boden abhoben. Das war ein Trick, den die Vorfahren in ihren Kriegen benutzt hatten, und es sah so aus, als wirke er auch jetzt. Die Dreibeiner beschäftigten sich nicht mit ihnen. Deshalb starteten alle zur festgesetzten Stunde, um die Bomben zur Stadt zu fliegen.« Julius machte eine kurze Pause: »Nicht ein Flugzeug kam auch nur in Sichtweite der Stadt.

Plötzlich fielen die Motoren aus.«

Bohnenstange fragte sofort: »Wissen wir, warum und wodurch?« »Einige Teile der Motoren arbeiten mit Elektrizität. Du verstehst mehr davon als ich. Mehrere Kilometer entfernt, in den Stützpunkten, fielen die gesamten elektrischen Anlagen zur gleichen Zeit aus, begannen aber wenig später wieder zu arbeiten. Unsere Wissenschaftler glauben, daß die Meister mit uns noch unbekannten, unsichtbaren Strahlen die Elektrizität aufhoben.« Ich fragte: »Und die Flugzeuge, was ist mit ihnen passiert?« »Die meisten stürzten ab. Ein paar Piloten schafften eine Bruchlandung, aber die Tripoden kamen aus der Stadt heraus und zerstörten sie am Boden.« Henry fragte: »Alle?« »Alle. Das einzige Flugzeug, das uns noch geblieben ist, hatte beim allgemeinen Start Schwierigkeiten mit den Motoren. Auf diese Weise entging es der Vernichtung.« Erst jetzt begriff ich die Tragweite dessen, was er berichtet hatte. Ich war so sicher gewesen, daß die wunderbaren Konstruktionen unserer Vorfahren den letzten Stützpunkt der Feinde zerstören würden. Aber nicht nur der Angriff war fehlgeschlagen, sondern die Waffe, auf der unsere Hoffnung ruhte, hatte sich als stumpf, als völlig nutzlos erwiesen. Bohnenstange fragte: »Und nun?«

Julius nickte: »Ja, wir haben nur noch eine Möglichkeit, wir müssen hoffen, daß wir es mit deinen Ballons schaffen.« Ich fragte Bohnenstange: »Du meinst - du hieltest es die ganze Zeit für möglich -, daß die Ballons eingesetzt würden, wenn die Flugzeuge versagten?« Er sah mich überrascht an: »Aber natürlich, oder hast du geglaubt, daß Julius zum Schluß alles nur auf eine Karte setzen würde?« »Das hättest du mir aber sagen können.« Er zuckte mit den Schultern; »Man überläßt es Julius selbst, den Leuten zu sagen, was er für richtig hält. Außerdem sind die Ballons auch für sich ein lohnendes Studienobjekt. Die Luftschiffe, von denen ich dir erzählt habe - die Vorfahren besaßen welche -, wurden zugunsten der Flugzeuge aufgegeben. Ich weiß nicht, ob das richtig war.« Ich fragte: »Weißt du, wann wir nach Amerika aufbrechen?« »Nein, wir müssen erst noch Vorbereitungen treffen.« »Ach, natürlich.« Er ermahnte mich plötzlich: »Will, hör auf, wie ein Idiot zu grinsen! Wir tun dies hier nicht zu deinem Vergnügen. Es wäre besser - unendlich besser - gewesen, wenn der Flugzeugangriff erfolgreich verlaufen wäre. Wie Julius gesagt hat, ist dies unsere letzte Chance.« Ich antwortete betreten: »Ja, das sehe ich ein.« Aber ich war nicht allzu tief getroffen.

Endlich befreit

Auch wir fuhren mit unseren Ballons auf verschiedenen Schiffen über den Ozean. Henry und ich waren auf dem gleichen Schiff, einem Vier- oder Fünfhunderttonner, der »La Reine D'Azur« hieß. Bevor wir in See stachen, fragten uns die französischen Seeleute, ob wir ein paar Schluck eines selbstgemachten Gebräus trinken wollten. Es sollte gegen die Seekrankheit helfen. Nach dem Himmel zu urteilen erwartete uns ihrer Meinung nach schwere See. Henry nahm ihr Angebot an, ich verzichtete. Die Flüssigkeit sah nicht sehr vertrauenerweckend aus und roch widerlich. Außerdem, erklärte ich ihnen, wäre ich schon früher einmal zur See gefahren.

Doch diesmal war es ein ganz anderes Meer als der enge Kanal zwischen meiner Heimat und Frankreich, und außerdem war das Wetter diesmal anders. Wir fuhren in hohe, weißschäumende Wellen hinaus, und ein scharfer Ostwind peitschte die Gischt über unser Schiff. Für unsere Fahrt war der Wind genau richtig. Die Matrosen setzten alle Segel, um ihn voll auszunutzen. Die »La Reine« glitt rasch unter einem Himmel entlang, der ständig dunkler wurde, obwohl es erst kurz nach Mittag war. Sie war eine Königin, aber sie schien wie beschwipst, taumelte von einer Seite zur anderen und senkte ihren Bug tief in die Wellen, die sprühend über die Reling brachen, wenn sie wieder hochkam. Zuerst hatte ich ein unbehagliches Gefühl und dachte, das würde vergehen, wenn ich mich an die Bewegungen gewöhnt hätte. Ich stand mit Henry im Windschatten der Decksaufbauten. Wir waren zwar bis auf die Haut naß, aber vergnügt, und erzählten uns Witze. Doch mein Unbehagen ließ nicht nach, sondern wurde immer stärker. Einer der Matrosen, die mir die Medizin gegen die Seekrankheit angeboten hatten, kam vorbei und fragte, wie ich mich fühlte. Ich lachte und sagte ihm, daß es mir gut gehe und daß mich die Fahrt an die Karussells erinnere, die zur Kirmes immer in unserem Dorf aufgebaut wurden. In diesem Augenblick hatte unser Schiff die Spitze eines Wellenberges erklommen und begann die Fahrt in ungeahnte Tiefen.

424

Ich machte meinen Mund zu und schluckte hastig. Glücklicherweise war der Matrose schon weitergegangen. Von diesem Moment an wurde auf zwei Ebenen gekämpft: auf der einen Seite gab es den Kampf des Schiffes mit den Wellen, auf der anderen den Kampf meines Willens gegen meinen Magen. Ich war fest entschlossen, selbst Henry nicht zu zeigen, wie es mir ging - ich war von einem törichten Stolz besessen. Deshalb erleichterte es mich, daß Henry unter Deck ging, als wir hörten, man könnte etwas Heißes zu trinken bekommen. Er fragte mich, ob ich mitkommen wolle, aber ich schüttelte den Kopf und versuchte ein krampfhaftes Lächeln aufzusetzen. Dann sagte ich wahrheitsgemäß, daß ich im Augenblick nichts zu trinken brauchte. So ließ er mich allein. Ich hielt mich an der Reling fest, starrte auf die wilde See und wünschte, daß entweder sie oder mein verdammter Magen Ruhe gäben. Es war umsonst. Die Zeit verging quälend langsam, und es geschah nichts, außer, daß der Himmel dunkler, die Wellen höher und das Rollen der »La Reine« noch schlimmer wurde. Mein Kopf begann zu schmerzen, aber ich hielt mich fest und wollte es unbedingt durchstehen.

Plötzlich stieß mich jemand von hinten an und ich hörte Henrys Stimme sagen: »Du bist ja immer noch hier oben. Von der frischen Seeluft bekommst du wohl nie genug.« Ich brummte etwas vor mich hin.

Henry fuhr fort: »Ich habe gerade mit dem Kapitän gesprochen. Er meint, wir kämen jetzt bald in wirklich böses Wetter.« Ich wandte mich mit einem Ruck um. Das war unmöglich! Wirklich böses Wetter? Ich öffnete den Mund, um etwas zu sagen, schloß ihn aber ganz schnell wieder. Henry meinte schadenfroh: »Geht es dir nicht gut? Dein Gesicht hat so eine merkwürdige Farbe. So ein Olivgrün!« Ich sprang zur Reling zurück, beugte mich hinüber und mußte erbrechen. Nicht nur einmal, sondern wieder und wieder. Mein Magen verkrampfte sich noch lange, nachdem

bestimmt nichts mehr drin sein konnte. Meine Erinnerung an den Rest des Tages, die Nacht und den ganzen nächsten Tag ist sehr verschwommen, und ich lege auch keinen Wert darauf, mich genauer zu erinnern. Ich weiß nur, daß ein Matrose nach einiger Zeit mit der Medizin ankam. Henry hielt meinen Kopf und zwang mich, das Zeug zu schlucken. Ich glaube, ich fühlte mich danach tatsächlich etwas besser, schlechter konnte es ja nicht mehr werden. Allmählich besserte sich mein Zustand. Am vierten Morgen war mir zwar immer noch nicht ganz wohl, doch ich spürte die ersten Anzeichen von Hunger. Ich wusch mich mit Salzwasser, zog mich an und ging schlendernd in den Speiseraum. Der Koch - ein dicker, ständig lächelnder Mann - war stolz, daß er ein paar Brocken Englisch konnte und redete mich sofort an: »Ah, es dir besser gehen, ja? Wieder großes Appetit, ja? Wollen du Frühstückchen?« Ich grinste: »Ich glaube, ich könnte wirklich etwas vertragen.« »Gut, gut. So wir haben Frühstückchen speziell für dich! Ist schon fertig.«

Er reichte mir einen Teller, und ich nahm ihn. Ein paar Scheiben Schinken lagen darauf. Sie waren dick und ungeheuer fett. Man konnte fast keinen Streifen mageres Fleisch entdecken. Sie sahen aus, als wären sie nicht gegrillt, sondern in altem Fett gebraten worden, das jetzt langsam auf dem Teller zusammenlief. Ich starrte den Teller an und der Koch beobachtete mich gespannt. Plötzlich schaukelte das Schiff nach einer Seite, mein Magen zur anderen. Ich stellte den Teller rasch ab und hastete nach draußen an die frische Luft. Hinter mir ertönte das fröhliche Gelächter des Kochs und hallte in den engen Kabinengängen wider.

Am nächsten Tag ging es mir wieder gut. Nach dem erzwungenen Fasten war mein Appetit ungeheuer. Das Essen hätte mir also auf jeden Fall geschmeckt, aber es war auch wirklich vorzüglich. (Ich erfuhr, daß die Sache mit dem fetten Schinken ein alter Spaß vieler Köche war, und unser Koch liebte solche Scherze ganz besonders.)

Das Wetter hatte sich gebessert, die Wellen gingen zwar noch immer hoch, aber der Himmel war blau, und man sah nur wenige weiße Wolken. Der Wind blieb stark, aber er änderte die Richtung und kam jetzt aus Südwest. Für unsere Fahrtrichtung war das nicht besonders günstig, und wir mußten ständig vor dem Wind kreuzen, um voranzukommen. Henry und ich boten unsere Hilfe an, doch das wurde höflich aber bestimmt abgelehnt. Wir hatten keine Übung im Umgang mit Tauen und Segeln und sahen ein, daß wir wohl eher ein Hindernis als eine echte Hilfe gewesen wären. So vertrieben wir uns weiter die Zeit, indem wir das Meer und den Himmel beobachteten und uns gegenseitig Gesellschaft leisteten. Als Henry das erste Mal aus Amerika zurückgekehrt war, hatte ich ihn verändert gefunden, und während des langen Sommers bei der Ballonfliegerei hatte sich dieser Eindruck verstärkt. Es war nicht nur eine äußerliche Veränderung, obwohl er größer und schmäler geworden war, sondern ich fand, daß er auch im Wesen anders geworden war. Er war zurückhaltender als früher, und ich hatte das Gefühl, er sei selbstsicherer und selbstbewußter geworden und wußte genau, was er im Leben tun wollte. Natürlich hatte auch er wie wir das Ziel, die Meister zu besiegen, aber das ist es nicht, was ich im Augenblick meine. In den Hügeln hatten wir ständig in einer Gruppe gelebt, und es hatte wenig Zeit gegeben, sich einander aufmerksam zuzuwenden. Jetzt, während der langen Wintertage auf dem unendlichen Meer, erzählte er mir, was er sich vom Leben erhoffte.

Es gab nur selten Augenblicke, in denen ich an die Zeit dachte, die kommen würde, wenn wir unsere Feinde besiegt hätten. Meine Vorstellung von einem künftigen Leben war verschwommen und ungenau. Ich fürchte, ich dachte hauptsächlich an Vergnügungen. Ich sah ein Leben voller Jagen, Reiten und Fischen - alle Dinge, die mir Spaß machten, würden hundertmal schöner sein, wenn kein Dreibeiner heranstampfen könnte und wenn wir die Herren unserer Welt und unserer Zukunft wären und wenn die Städte, die man bauen würde, nur für Menschen geplant würden. Henrys Gedanken sahen ganz anders aus. Von seiner ersten Überfahrt nach Amerika war er sehr beeindruckt gewesen. Er war mit seinen Gefährten weit nördlich von der Stadt auf der Landbrücke an Land gegangen. Wie ich schon berichtet habe, sprachen die Menschen dort Englisch, allerdings mit einem ungewohnten Akzent. Ihn beeindruckte die Tatsache, daß er Tausende von Kilometern übers Meer gereist war und mit den Leuten sprechen und sie verstehen konnte, während wir uns, als wir die kurze Strecke nach Frankreich übersetzt waren, mit den dortigen Menschen nicht hatten verständigen können.

Er begann darüber nachzudenken, daß sich die Menschheit, lange bevor die Meister kamen, zersplittert hatte. Die Meister selbst waren ja eine einzige Rasse mit einheitlicher Sprache, und sie hatten das nie verstehen können, selbst wenn sie es zu ihrem Vorteil ausnutzten. Auch Henry fand den früheren Zustand entsetzlich, und besonders abstoßend war der Gedanke, daß Menschen andere umbrachten, nur weil diese Bewohner eines fremden Landes waren. »Sie haben Frieden gebracht«, gab ich zu, »aber wie sah der aus? Es war der Friede von zusammengetriebenem Vieh.« »Ja«, sagte Henry, »das stimmt. Aber muß die Freiheit bedeuten, daß wir uns gegenseitig umbringen?« »Die Menschen werden nicht mehr gegeneinander kämpfen. Wir stehen alle in einer gemeinsamen Front - Franzosen wie Bohnenstange, Deutsche wie Fritz, Amerikaner wie dein Freund Walt.« »Jetzt kämpfen wir zusammen, aber was wird geschehen, wenn wir die Meister besiegt haben?« »Wir werden natürlich vereint bleiben. Wir haben unsere Lektion gelernt.« »Bist du ganz sicher?« »Ganz sicher. Es wird undenkbar sein, daß sich die Menschen wieder gegenseitig bekriegen.« Wir schwiegen und lehnten uns gegen die Reling. In weiter Ferne sah ich etwas in der Luft aufblitzen, aber das mußte eine Sinnestäuschung sein. Dort konnte nichts sein. Henry sagte: »Nein, Will, undenkbar ist es nicht. Ich denke darüber nach. Es darf nicht geschehen, aber wir werden uns

vielleicht sehr bemühen müssen, damit es niemals wieder Krieg gibt.«

Ich stellte ihm noch einige Fragen, die er mir freimütig beantwortete. Er hatte seine Lebensaufgabe gefunden. Er wollte dafür arbeiten, daß der Frieden zwischen den freien Völkern unserer Erde erhalten blieb. Ich war beeindruckt, aber nicht ganz überzeugt. Ich wußte zwar, daß es früher Kriege gegeben hatte, aber das lag doch daran, daß es nie einen Grund gegeben hatte, der die Menschen so sehr zur Einigkeit zwang wie der gemeinsame Kampf gegen die Meister. Es war schwer vorstellbar, daß wir die einmal errungene Gemeinschaft wieder aufgeben würden. Wenn unser jetziger Kampf erst einmal beendet sein würde . . .

»Dort hinten bewegt sich etwas! Ich habe es vorhin schon gesehen, war aber nicht ganz sicher. Wie ein kleiner Blitz! Hängt das etwa mit den Tripoden zusammen? Sie können ja auf dem Wasser fahren.«

»Ich wäre überrascht, wenn wir ihnen auf dem Meer begegnen würden«, sagte Henry.

Er starrte in die angegebene Richtung. Es blitzte wieder auf. Er meinte: »Für einen Dreibeiner ist das zu niedrig. Es ist ja dicht über dem Wasser, ich glaube, das sind fliegende Fische.« »Fliegende Fische?«

»Sie fliegen nicht richtig. Wenn sie von Delphinen verfolgt werden, springen sie aus dem Wasser und benutzen die Flossen als Segel. Manchmal landen sie auch auf einem Schiff. Sie sollen ganz gut schmecken.« »Hast du schon mal welche gesehen?« Henry schüttelte den Kopf: »Nein, aber die Seeleute haben mir davon und von anderen

Dingen erzählt. Es soll Walfische geben, die so groß sind wie ein Haus und die aus einem Loch im Kopf riesige Wasserfontänen ausstoßen. Dann gibt es riesige Tintenfische, und in wärmeren Gewässern sollen Wesen leben, die wie Frauen aussehen und ihre Jungen an der Brust säugen. Die Meere sind voller Wunder.« Ich konnte mir vorstellen, wie er den Erzählungen zugehört hatte. Er war sicher ein guter Zuhörer geworden, aufmerksam, höflich und interessiert. Auch hierin hatte er sich geändert, denn ich kannte ihn noch als aufbrausenden, gedankenlosen Jungen. Ich spürte, daß er genau der Typ geworden war, den man brauchte, wenn es nach unserem Sieg notwendig werden sollte, die Menschen zusammenzuhalten. So wie es im Augenblick aussah, wurde Bohnenstange ein guter Wissenschaftler, Fritz war anerkannterweise einer unserer besten Organisatoren, und ich hatte (meist durch Glück) meine Augenblicke des Ruhms gehabt. Henry war weniger erfolgreich gewesen. Seine wichtigste Unternehmung war ein Fehlschlag geworden, wenn auch nicht durch seine Schuld. Aber es konnte sein, daß er in der Zukunft wichtiger werden würde als jeder einzelne von uns. Selbst wichtiger als Bohnenstange, denn welchen Sinn würde es haben, die großen Städte unserer Vorfahren wieder aufzubauen, wenn man sie doch wieder zerstörte. Doch es war ja unmöglich, daß die Menschheit wieder in die alten Fehler verfallen würde.

Auch waren die Meister noch nicht besiegt, noch lange nicht.

Die letzte Strecke unserer Fahrt führte durch wärmeres Gewässer. Unser Ziel lag weit südlich von Henrys erstem Landeplatz. Wir wollten nahe bei unserem zweiten Stützpunkt an Land gehen, der in den Bergen mehrere hundert Kilometer östlich der Stadt aufgebaut worden war. (Es ist merkwürdig, daß die Landenge von Osten nach Westen verläuft, während die beiden amerikanischen Kontinente, die sie verbindet, im Norden und Süden liegen.) Die ursprüngliche Basis - von ihr waren auch die Flugzeuge aufgestiegen - hatte man nach dem fehlgeschlagenen Angriff aufgegeben. Ein gleichmäßiger Nordostwind trieb uns voran. Man erzählte mir, daß in dieser Gegend fast das ganze Jahr hindurch Wind ging. Als wir in seinen Bereich kamen, wurde unsere Fahrt schneller.

Wir fuhren an einer Unzahl von Inseln vorbei, einige waren winzig und andere so groß, daß ich sie für den Kontinent selbst gehalten hätte, wenn mich die Matrosen nicht belehrt hätten. Wir segelten an einigen ganz dicht vorbei und sahen verlockende grüne Hügel, goldene Sandstrände und federartige Bäume, die im Wind schaukelten. Nur die größten Inseln schienen bewohnt zu sein. Die Meister hatten es den Geweihten verboten, auf den kleineren zu leben. Es mußte herrlich sein, dort an Land zu gehen und die Inseln zu erforschen. Vielleicht wenn alles vorbei war . . .

Henry konnte allein predigen, fand ich. Ich würde ihm dabei sowieso keine Hilfe sein.

Endlich landeten wir und fühlten die schon ungewohnte Festigkeit der Erde unter unseren Füßen. Wir waren wieder im Machtbereich unserer Feinde. In der Abenddämmerung entluden wir bis in die späte Nacht unsere Geräte und hielten uns den ganzen nächsten Tag über im Wald versteckt. Die Arbeit war schwer und dadurch behindert, daß wir mehrere wolkenbruchartige Regengüsse zu überstehen hatten. Es war ein Regen, wie ich ihn noch nie erlebt hatte, fast als käme ein Wasserfall vom Himmel. In wenigen Sekunden waren wir bis auf die Haut naß. Doch am Morgen brannte die heiße Sonne durch das Laubdach unbekannter Bäume. Ich legte in einer nahen Lichtung meine Kleidung zum Trocknen aus. Wir waren schon ein höheres Gelände hinaufgestiegen und hatten einen weiten Blick nach Osten. Ich konnte die Küste und ein paar kleine, vorgelagert Inseln sehen. Und da war noch etwas. Es war weit entfernt, aber es glänzte in der hellen Tagessonne. Ein Tripode.

Wir brauchten mehrere Tage, ehe wir unseren Stützpunkt erreichten, und es dauerte eine weitere Woche, bis wir mit den Vorbereitungen fertig waren. Dann brauchten wir nur noch zu warten. Ich hatte schon oft warten müssen und dachte, ich hätte mich in Geduld geübt. Da waren die langen Monate des Trainings für die Wettkämpfe gewesen, die scheinbar endlosen Wochen in den Höhlen und die Tage am Flußufer, als wir uns für das Eindringen in die Stadt fertig gemacht hatten. Dies alles hätte mich schulen müssen, dachte ich, aber das war nicht der Fall. Diesmal war das Warten anders. Wir warteten nicht in ständiger Bereitschaft auf einen festgesetzten Zeitpunkt, wir waren auch nicht

von den Entscheidungen anderer Menschen oder gar der Meister abhängig, sondern wir mußten uns auf eine größere Macht verlassen: auf die Natur.

Unser Planungsstab - Bohnenstange gehörte dazu - hatte mit den Mitgliedern der hiesigen Widerstandsgruppe zusammengesessen und sich genau über die Landschaft und die Wetterbedingungen unterrichtet. Wir brauchten einen Wind, der unsere Ballons über die Stadt hintertreiben würde, wir brauchten einen Nordostwind. Das war die hier vorherrschende Windströmung, die uns auch auf dem letzten Teil unserer Überfahrt nützlich gewesen war und in dieser Jahreszeit fast nie aufhörte. In diesem Landstrich jedoch hörte er manchmal unglücklicherweise auf, und es trat die äquatoriale Windstille ein. Wir mußten auf einen kräftigen Wind warten, wenn wir nicht bewegungslos in der Luft hängen oder sogar vom Ziel abtreiben wollten. Wir hatten eine Postenreihe aufgestellt, die bis nahe an die Stadt heranreichte. Mit Hilfe von Brieftauben mußten sie berichten, ob der Wind in der gewünschten Stärke und Richtung blies. Wir konnten erst dann in Aktion treten, wenn günstige Berichte eintreffen würden.

Langsam wurden wir nervös. Wir waren die vorletzte Gruppe gewesen, die letzte traf einen Tag später ein. Obwohl viele andere schon länger warteten, konnte ich mich schlecht an die Situation gewöhnen. Meine innere Anspannung wuchs, und ich begann beim geringsten Anlaß aufzubrausen. Schließlich machte einer der anderen eine scherzhafte Bemerkung - ich sei so voll heißer Luft, daß ich wohl keinen Ballon mehr brauchte -, und ich griff ihn an. Wir kämpften erbittert, bis man uns trennte. Am Abend redete Fritz mit mir. Wir saßen in einem Zelt, das an vielen Stellen wasserdurchlässig geworden war. Die Regengüsse dieser Gegend konnten durch einfache Zeltplanen nicht aufgehalten werden. Als er mit mir schimpfte, goß es. Ich sagte, es täte mir leid, aber er war nicht besonders beeindruckt.

»Es hat dir auch früher schon oft leid getan«, sagte er, »aber du läßt dich immer wieder zu Dingen hinreißen, ohne zu denken und ohne Selbstkontrolle. Wir können uns hier keinen Streit leisten, wir müssen zusammen leben und zusammen arbeiten.« »Ich weiß«, sagte ich, »ich will mich bessern.«

Er starrte mich an. Ich wußte, daß er mich gern hatte, so wie ich ihn. Wir kannten uns schon eine lange Zeit und hatten Strapazen und Gefahren gemeinsam durchgestanden. Trotzdem war sein Gesichtsausdruck ernst, als er sagte:

»Du weißt, ich bin für den Angriff verantwortlich. Bevor wir auf die große Reise gingen, hat Julius mit mir vieles durchgesprochen. Er hat mir gesagt, daß ich den Mann, dessen Haltung ein Risiko darstellen könnte, von der Aktion ausschließen soll. Er sprach besonders von dir, Will.« Er hatte mich gern, aber erst kam die Pflicht, bei Fritz würde es immer so sein. Ich bat ihn, er sollte mir eine letzte Chance geben. Schließlich sagte er zu, schüttelte aber den Kopf und meinte, es wäre wirklich die allerletzte. Wenn es noch einmal Ärger gäbe und ich wäre dabei, würde ich rausfliegen. Er würde sich nicht einmal die Mühe machen herauszufinden, wer Schuld hätte.

Als wir am nächsten Morgen unsere normalen Übungen mit den Ballons machten, stellte mir mein Gegner vom vergangenen Tag ein Bein - vielleicht war es Zufall, vielleicht Absicht -, und ich fiel zu Boden. Mein Ellenbogen schlug schmerzhaft auf einen Stein, und ich landete in stinkendem Matsch. Ich schloß die Augen und blieb ungefähr fünf Sekunden liegen, bevor ich wieder aufstand. Ich lächelte und biß die Zähne zusammen.

Zwei Tage später landete während eines weiteren Wolkenbruchs eine zerrupfte Taube auf der Anflugstange ihres Verschlaßes. An ihrem Bein war eine kleine Rolle Papier angebunden.

Wir hatten im ganzen zwölf Ballons und zwölf Ballonfahrer. Eine größere Mannschaft hätte nur die Bombenlast verringert. Die Bomben waren etwa in der Form der Metalleier, die wir in der alten, zerstörten Stadt gefunden hatten, aber sie waren viel größer. Es war nicht leicht, sie über den Rand des Korbes hinwegzuheben. Ihre Zündung war so eingestellt, daß sie vier Sekunden nach dem Abwurf explodierten.

Bohnenstange hatte uns erklärt, daß wir sie aus einer Höhe von knapp fünfzig Metern abwerfen mußten. Diese Berechnung beruhte auf einem Naturgesetz, das ein berühmter Wissenschaftler unserer Vorfahren, er hieß Newton, entdeckt hatte. Bohnenstange versuchte es zu erklären, aber das ging über unsere Möglichkeiten hinaus - zumindest über meine. Das Gesetz besagte, daß ein fallendes Objekt einen Weg von fünf Meter multipliziert mit dem Quadrat der Fallsekundenzahl zurücklegte. In einer Sekunde würde es also fünf Meter fallen (fünf mal eins mal eins), in zwei Sekunden zwanzig und in drei fünfundvierzig. In der vierten Sekunde müßte die Bombe genau im Ziel sein.

Wir hatten immer wieder mit entschärften Bomben geübt und gelernt, wie man die Entfernung zum Boden berechnet, die Zeit abschätzt usw. Außerdem gab es das Problem der Vorwärtsbewegung unseres Ballons; das machte es natürlich etwas schwieriger, die Bombe genau abzuwerfen. Wir waren darin ziemlich geschickt geworden. Jetzt mußten wir unsere Künste zeigen. In einem Abstand von zwei Sekunden stiegen die Ballons in den grauen Himmel. Der Wind kam vom Meer. Fritz hatte die Reihenfolge festgesetzt und stieg als erster auf. Ich war der sechste, Henry der zehnte. Als ich aufstieg, sah ich die Gesichter unter mir, die rasch zusammenschrumpften. Ich sah Bohnenstange heraufstarren. Seine Brillengläser waren bestimmt schon vom Regen beschlagen, aber das schien ihn nicht zu stören. Einen Augenblick dachte ich, daß er wohl auch gern dabei gewesen wäre, aber der Gedanke war rasch vergessen. Ich war froh, daß ich es wieder einmal geschafft hatte, und daß jetzt alle Verzögerungen und Unsicherheiten hinter mir lagen. Der strömende Regen hatte mich schon durchnäßt, aber das war unwichtig.

Wir stiegen in einer langen Linie auf, die langsam unregelmäßiger wurde. Das Land unter mir sah fremdartig aus. Niedrige, langgezogene, aber in den Rändern abgerundete Hügel waren von dichtem Wald bedeckt, der sich bis zur grauen Küste erstreckte. Der Regen prasselte herab. Der Wind blieb gleichmäßig stark. Unter mir öffneten sich weite Täler, die Hügel liefen aus, und die Wälder wichen bebautem Ackerland. Dann tauchte ein Fluß auf, und wir folgten eine Weile seinem Lauf. Die Linie unserer Ballons löste sich auf, wir wurden durch kleine Unregelmäßigkeiten des Windes über ein weites Gebiet verteilt. Einige kamen schneller voran als andere. Ich merkte bedauernd, daß mein Ballon zurückfiel. Wir flogen jetzt in zwei Gruppen, neun vorn und drei hinten. Henry gehörte auch zu den dreien. Ich winkte ihm zu, und er winkte zurück, war aber so weit entfernt, daß ich seinen Gesichtsausdruck nicht erkennen konnte.

Der Fluß bog ab. Nach kurzer Zeit stießen wir auf einen anderen. Er war sehr breit und mündete in einen langen, schmalen See. Das Land unter uns war verwüstet, zeigte keine Spur von Leben und war tiefschwarz. Dies war also der Landgürtel, den die Meister als Verteidigungsmaßnahme rund um ihre Stadt in Schutt und Asche gelegt hatten. Ich blickte noch aufmerksamer nach vorn, konnte aber auf der einen Seite nur offenes Meer und auf der anderen verbranntes Land sehen. Die führenden Ballons vergrößerten ihren Vorsprung. Das war schlimm, aber man konnte nichts dagegen tun.

Wir flogen jetzt etwas langsamer, der Regen hatte aufgehört, und der Wind war schwächer geworden. Unsere Route war sorgfältig berechnet worden, aber ich fragte mich, ob sie nicht durch den schwächeren Wind umgestoßen wurde und wir ziellos aufs Meer hinaustrieben, weg von der Stadt der Meister. Vor mir machte der See eine Krümmung nach rechts, und genau an dieser Stelle . . . Er verlief von Osten nach Westen, gerade, absolut regelmäßig; es war ein Graben, den die Vorfahren gebaut hatten, um ihre großen Schiffe über die Landzunge hinweg von einem Ozean zum anderen fahren zu lassen. Es waren keine Schiffe in dem Kanal, aber dafür schien etwas anderes direkt darauf zu hocken. Ein riesiger, goldener Käfer mit grünen Flügeln. Die Berechnung war richtig gewesen. Die dritte Stadt der Meister lag direkt vor uns. Ich hatte keine Zeit, darüber nachzudenken. Meine Aufmerksamkeit wurde von Etwas anderem gefesselt, das hinter einem Hügel, links von der Stadt, auftauchte. Wahrscheinlich kehrte ein Tripode auf der gewohnten Route in die Stadt zurück. Aber er blieb plötzlich stehen und änderte die Richtung, als er die Gruppe von Kugeln entdeckte, die in der Luft schwebten. Er traf mit den Ballons zusammen, als der erste bis auf hundert Meter an die goldene Mauer herangekommen war. Ein Fühler zischte durch die Luft, verfehlte aber sein Ziel, weil der Ballonfahrer Ballast abgeworfen hatte und sein Fluggerät in die Höhe schoß. Jetzt hatten die anderen Ballons den Dreibeiner erreicht. Der Fühler zuckte erneut hoch, und diesmal traf er. Der Ballon platzte und stürzte mit seinem Korb auf die dunkle, nasse Erde.

Der Dreibeiner sah aus wie ein Mensch, der nach Insekten schlägt. Zwei weitere Ballons in der ersten Gruppe stürzten ab. Aber die anderen kamen vorbei. Der erste war über der Stadt. Ich sah etwas hinunterfallen und zählte: eins, zwei, drei . . . Es geschah nichts, die Bombe war nicht explodiert. Zwei andere Ballons hatten das Ziel verfehlt, aber die anderen drei würden genau über die riesige, grüne Kuppel fliegen. Eine zweite Bombe wurde abgeworfen. Ich zählte. Es gab einen großen Knall, als sie explodierte. Aber soweit ich sehen konnte, war die Kuppel noch unversehrt. Ich konnte nicht mehr darauf achten, was weiter geschah, denn jetzt war der Tripode genau vor mir. Bisher hatte jeder Ballast abgeworfen, um den Schlägen des Feindes zu entkommen. Ich nahm an, daß er sich inzwischen auf diese Manöver eingestellt hatte. Ich wartete, bis der Fühler zum Schlag ausholte, riß an der Leine, die das Gas ausströmen ließ, und der Ballon sank rasch nach unten, während der Fühler über mir ins Leere schlug. Hastig warf ich Ballast ab, und der Ballon stieg hoch. Der Dreibeiner war hinter mir, vor mir lag die Stadt. Als ich zurückschaute, sah ich, wie einer der beiden hinteren Ballons getroffen wurde, während der andere unbeschädigt weiterzog. Ich hoffte, daß es Henry war, hatte aber nicht die Zeit, genau hinzuschauen. Ich hatte zwei weitere Explosionen gehört, aber die Kuppel der Stadt stand noch immer unversehrt. Mein Ballon war genau über ihr, und ich konnte durch das grüne Kristall die zusammengedrängten Spitzen der Pyramiden hindurchschimmern sehen. Meine Höhe war etwa richtig, aber das war reines Glück, bedenkt man, welche Ausweichmanöver ich hatte machen müssen. Ich bückte mich, zog den Sicherungsring ab, hob die Bombe über den Korbrand und ließ los.

Von der Last befreit begann der Ballon zu steigen. Ich zählte die Sekunden. Noch vor der Zahl drei traf die Bombe, rutschte und hüpfte von der Wölbung der Kuppel. Sie explodierte, und der Luftdruck schüttelte mich heftig durch. Enttäuscht bemerkte ich, daß die Kuppel keinerlei Beschädigung aufwies. Wir hatten nur noch eine Hoffnung. Ein einziger zerbrechlicher Ballon mußte es gegen die mächtige Schutzhülle der Monster aufnehmen.

Es war Henry. Ich erkannte ihn an der Farbe des Hemdes, das er trug. Er trieb genau über das Zentrum der Kuppel. Aber er hielt nicht die Höhe ein, die Bohnenstange und die Wissenschaftler uns vorgeschrieben hatten. Er sank und sank. Der Korb rutschte über die Oberfläche der Kuppel.

Plötzlich verstand ich, was er vorhatte. Er hatte die Mißerfolge der anderen gesehen und den Grund erkannt. Die Wissenschaftler hatten uns gesagt, daß die Bomben mächtig genug seien, um das Kristall zu zerstören. Sie hatten es an den Resten der Kuppel in der Stadt ausprobiert, die wir erobert hatten.

Aber die Bombe mußte natürlich das Kristall berühren oder wenigstens ganz dicht davor sein, wenn sie explodierte.

Unsere Bomben waren zu weit abgeprallt, so daß die Chance für einen Erfolg schlecht standen, sie explodierten in zu großer Entfernung von der Kuppel.

Aber es war etwas anderes, wenn man sie auf die Kuppel legte. Ich selbst war etwas am Rand über die Stadt gekommen, und das Dach fiel in einer steilen Kurve ab. Henry hatte das Glück, genau in der Mitte zu sein. Die Größe der Kuppel war so riesig, daß ein Mann ohne Schwierigkeiten in der Mitte auf ihr herumgehen konnte. Hoffnung und Schrecken erfüllten mich. Der Korb schabte wieder über die Kuppel, sprang etwas hoch und landete. Ich sah die winzige Gestalt etwas hochheben. Ich hätte Henry am liebsten zugerufen, er solle die Bombe fallen lassen - wahrscheinlich würde sie liegenbleiben oder zumindest nur langsam abrutschen und dicht genug am Kristall bleiben -, aber mein Ruf hätte ihn nicht erreicht. Gebannt starrte ich hinüber. Henry kletterte aus dem Korb, und der Ballon stieg, vom Gewicht befreit, rasch in den trüben, grauen Himmel. Henry blieb stehen und schien sich wie eine Ameise auf der glänzenden Weite der Kuppel zu bewegen. Er kauerte sich zusammen und hielt etwas in den Armen. Ich wandte mich ab. Erst einige Sekunden nach der Explosion faßte ich mir ein Herz und sah wieder hin. Die Luft der Meister stieg als grüner Rauch aus einem gezackten Loch, das an den Ecken noch weiter einbrach, während ich zuschaute. Blind vor Tränen zog ich die Reißleine und ließ den Ballon zur Erde sinken.

Die große Konferenz

Schon einmal waren wir zu dritt durch den Tunnel, der im Berg zum ewigen Schnee hinaufführte, hochgeklettert. Damals waren wir zu Fuß gegangen, hatten Pausen eingelegt, wenn wir müde wurden, und hatten unseren Weg mit den großen, langsam brennenden Talgkerzen erleuchtet, die wir zum Beleuchten der tiefer liegenden Höhlen benutzten. Aber wir waren nicht mehr dieselben drei. Fritz hatte Henrys Platz eingenommen.

Wir kamen auch nicht auf die gleiche Art und Weise nach oben. Wir gingen nicht mehr zu Fuß, sondern wir saßen bequem in einem der vier Waggons, die eine Elektrolok die neuen Gleise entlangzog. Das schwache und flackernde Kerzenlicht war durch Neonröhren ersetzt worden, die so hell leuchteten und gleichmäßig strahlten, daß man ein Buch lesen konnte, wenn man Lust dazu hatte. Wir trugen auch keinen Proviant mehr mit uns herum - es war immer hartes, getrocknetes Fleisch gewesen - denn am Ende der Fahrt würden wir gut versorgt werden. Fünfzig ausgezeichnete Köche warteten darauf, in dreitausend Metern Höhe die Delegierten und die wenigen Ehrengäste, die zur großen Konferenz der Menschheit eingeladen worden waren, aufs beste zu versorgen.

Es war der Wunsch von Julius gewesen, daß diese Konferenz hier oben in den Weißen Bergen abgehalten wurde, wo die ersten Keime des menschlichen Widerstandes gegen die Meister vor einer vorzeitigen Entdeckung geschützt gewesen waren. Auf Befehl von Julius waren wir und die anderen Überlebenden der Kämpfe herbeigekommen. Wir waren keine Delegierten, aber wir hätten es sein können, wenn wir nur gewollt hätten. Ich übertreibe nicht, wenn ich das sage. Es war einfach so, daß man uns überall, wo wir hinkamen, Sonderrechte einräumte, nur weil wir gegen die Meister gekämpft hatten und siegreich geblieben waren. Inzwischen waren wir der ständigen Bewunderung so müde, daß wir Einsamkeit und Ruhe vorzogen.

Wir drei hatten dabei verschiedene Richtungen eingeschlagen. Bohnenstange war in den riesigen Laboratorien, die in Südfrankreich nicht weit von der alten Burg am Meer entfernt gebaut worden waren, mit wichtigen Forschungen beschäftigt. Fritz war in seinem Heimatland Bauer geworden und kümmerte sich um sein Land und seine Tiere. Ich war unruhiger und vielleicht auch weniger zielstrebig als sie. Ich suchte Frieden in den Teilen der Welt, in denen die Meister die menschlichen Bewohner ausgerottet hatten. Zusammen mit einer Handvoll anderer Männer fuhr ich über die Meere und landete in fremden, vergessenen Häfen an unbekannten Küsten. Obwohl es jetzt wieder Motorschiffe gab, zogen wir die gemütlichen und langsamen Segler vor.

Dies war nach zwei Jahren das erste Mal, daß wir uns wiedersahen. Als wir uns in der Stadt trafen, die zwischen den beiden Seen unten im Tal lag, hatten wir uns viel zu erzählen, aber während der langen Fahrt im Innern des Berges waren wir schweigsam geworden. Jeder hing seinen Gedanken nach. Meine waren melancholisch gefärbt. Ich dachte an gemeinsame Erlebnisse und an vergangene Zeiten. Es wäre schön gewesen, wenn wir die enge Freundschaft der Vergangenheit aufrechterhalten könnten. Aber das war leider unmöglich. Was uns zusammengeführt hatte, existierte nicht mehr, und jeder von uns war seinen Neigungen und Bedürfnissen auf entsprechenden Wegen gefolgt. Wir würden uns sicher ab und zu treffen, aber jedes Mal würden wir uns wieder ein Stück fremder geworden sein. Erst als alte Männer, die nur noch Erinnerungen haben, würden wir vielleicht wieder zusammensitzen und uns gegenseitig von vergangenen Zeiten erzählen.

Nach unserem Sieg hatte sich alles rasch verändert. Monatlang erwartete man ängstlich die Ankunft des großen Raumschiffes der Meister, aber die Erde blieb nicht untätig. Vergessene Fertigkeiten wurden wieder erlernt, man brauchte Monate, wofür unsere Vorfahren Jahrzehnte, vielleicht sogar Jahrhunderte benötigt hatten. Die Menschen

machten erst dann eine Atempause, als eines Nachts im Herbst ein neuer Stern am Himmel auftauchte. Er wurde voller Furcht beobachtet.

Es war ein Stern, der sich bewegte, ein kleiner Lichtpunkt, der an den feststehenden vertrauten Sternen vorbeizog. In riesigen Teleskopen nahm er Formen an, die einer Metallraupe glichen. Die Wissenschaftler berechneten die Größe, das Ergebnis war atemberaubend. Das Raumschiff war über eineinhalb Kilometer lang, und, wie man hörte, in der Mitte dreihundert Meter breit. Es schwenkte in eine Erdumlaufbahn ein, und die Menschheit wartete voll Spannung, was es tun würde, wenn auf seine Radiosignale von ihren Kolonisten keine Antwort kam. Beim ersten Mal hatten sie durch eine List gesiegt, ein zweites Mal würde es nicht mehr klappen. Die Atmosphäre unseres Planeten war giftig für sie, und sie hatten keinen Stützpunkt mehr, in dem sie sich in Sicherheit bringen konnten.

Die Menschen trugen zwar immer noch die Kappen, aber diese konnten keine Befehle mehr empfangen. Vielleicht würden die Monster versuchen, neue Brückenköpfe auf der Erde abzusetzen, aber wir würden sie ständig mit neuen Waffen verfolgen, die von Jahr zu Jahr mächtiger und stärker wurden. Seit wir sie besiegt hatten, als sie allmächtig und wir lächerlich schwach waren, hatten wir das Selbstvertrauen gewonnen, es auch in Zukunft mit ihnen aufzunehmen.

Eine andere Möglichkeit war, daß sie von ihrer sicheren Position am Himmel Tod und Verderben herabschickten.

Viele Menschen hielten das für möglich, und auch ich war anfangs der Meinung, daß sie das tun würden. Sie konnten hoffen, daß wir nach einiger Zeit so geschwächt und entmutigt sein würden, daß sie heruntersteigen konnten, um unseren zerschlagenen und verbrannten Planeten zu beherrschen. Das hätte einen längeren und grausameren Kampf zur Folge, aber ich bin sicher, wir hätten auch den erfolgreich durchgestanden.

Die Meister taten nichts von beidem. Sie warfen lediglich drei Bomben, jede von ihnen traf genau ins Ziel und vernichtete es völlig. Die Ziele waren die toten Städte ihrer Kolonisten. Wir verloren alle Männer, viele Wissenschaftler eingeschlossen, die zu diesem Zeitpunkt in den Städten arbeiteten. Das war zwar ein Verlust von Hunderten, aber es hätten auch Millionen sein können. Als die dritte Bombe explodierte, wurde das Licht des neuen Sterns am Himmel schwächer und verschwand. Im selben Augenblick rührte sich Ruki, der letzte der Meister, der noch auf der Erde lebte, in seiner Zelle - es war eine neue, seinen Bedürfnissen angemessene, sie hatte eine hohe, spitz zulaufende Decke und einen großen Gartenteich. Sie war durch eine Glasscheibe begrenzt, durch die die Menschen ihn wie ein wildes Tier im Zoo beobachten konnten - heulte auf, brach zusammen und starb.

Der Zug verließ die letzte Zwischenstation, und die Tunnelwände rückten wieder enger zusammen. Ich fragte:

»Warum haben sie so leicht aufgegeben? Das habe ich nie verstanden.«

Fritz sah mich erstaunt an, aber Bohnenstanges Gedanken mußten ähnliche Wege gegangen sein wie meine eigenen, denn er antwortete: »Das weiß niemand. Ich habe erst kürzlich ein Buch über die Meister gelesen. Der Autor war der Leiter der Wissenschaftler, die Ruki in den letzten Monaten ständig beobachteten. Man weiß über ihren Körperbau und die einzelnen Körperfunktionen recht gut Bescheid, aber ihre Art der Intelligenz ist uns zum größten Teil noch immer unbekannt. Auf eine dem Menschen unmögliche Weise ergeben sie sich dem Schicksal. Deshalb starben auch die Meister in den Tripoden, als die Städte zerstört wurden. Ruki gab seinen Geist auf, als er auf geheimnisvolle Weise spürte, daß das Raumschiff ihn im Stich ließ und in den Tiefen des Weltalls verschwand. Ich glaube, wir werden nie erfahren, warum das so ist.« »Vielleicht begegnen wir ihnen einmal wieder«, sagte ich. »Was machen die Pläne in bezug auf die Mondrakete?« »Die kommen gut voran«, antwortete Bohnenstange. »Auch die Arbeit an der Feuerenergie der Meister macht Fortschritte. Es ist eine Art Atomverbrennung, nur viel komplizierter und besser als die Atomspaltung, die unsere Vorfahren entwickelt hatten. In hundert Jahren werden auch wir zu den Sternen fliegen, vielleicht sogar schon in fünfzig.« »Ohne mich«, sagte ich vergnügt, »ich bleibe bei meiner Südsee.« Fritz meinte: »Sollten wir ihnen im Kosmos wieder begegnen,

werden sie vor uns Angst haben müssen.« Der Konferenzraum besaß riesige Fenster, durch die man auf zehn oder mehr Berggipfel schaute, die mit Schnee bedeckt waren. Einer trug sogar einen großen Gletscher, der wie eine lange Zunge aus Eis fast vierzig Kilometer weit reichte. Die Sonne strahlte von einem wolkenlosen Himmel. Von den Fenstern war es so hell, daß man Sonnenbrillen brauchte, wenn man länger als einen kurzen Augenblick hinausschauen wollte. An einem Tisch, der in der Mitte des Raumes stand, sollte der Rat mit seinem Präsidenten Julius sitzen. Der größte Raum wurde von den Sitzen der Delegierten eingenommen. Hinter einer kleinen Brüstung an der Rückwand waren die Plätze für uns. Wir, das waren diejenigen, die auf besondere Einladung des Rates gekommen waren, Pressevertreter und Reporter von den Radiostationen. (Man hatte uns versprochen, daß in etwa zwei Jahren das Fernsehen wieder eingeführt werden würde, und man würde in der eigenen Wohnung sehen können, was draußen in der Welt geschah. Das Fernsehen war ein wichtiges Hilfsmittel der Meister gewesen, um die Erde zu erobern. Sie hatten Menschen durch das Fernsehen hypnotisiert und dann begonnen, ihren Verstand zu kontrollieren. Unsere Wissenschaftler arbeiten jetzt an Fernsehgeräten, die so etwas automatisch verhindern.)

Obwohl der Raum sehr groß war, wirkte er überfüllt. Wir saßen in der ersten Reihe unserer Abteilung und konnten direkt auf die Sitzreihen der Delegierten schauen. Die Reihen waren halbkreisförmig um die kleine Empore in der Mitte herum aufgestellt. Jede Delegationsgruppe hatte ein Schild mit dem Namen des Landes vor sich, aus dem sie

kam. Ich erkannte das Schild meiner Heimat England, dann Frankreich, Deutschland, Italien, Rußland, die Vereinigten Staaten von Amerika, China, Ägypten, Griechenland, Türkei . . . Man konnte sie nicht alle behalten. Am anderen Ende des Raumes öffnete sich eine Tür, und die Mitglieder des Rates kamen herein und setzten sich auf ihre Plätze. Als sie alle wieder aufstanden, erhoben auch wir uns von den Sitzen. Julius kam als letzter, er humpelte schwerfällig an seinem Stock. Donnernder Beifall begrüßte ihn. Als es endlich wieder ruhig wurde, sprach der Vorsitzende des Rates, ein Mann namens Umberto. Er faßte sich kurz. Er erklärte die Versammlung für eröffnet und erteilte dem Präsidenten des Rates das Wort.

Wieder ertönte der Beifall, den Julius mit einer kleinen Bewegung seiner rechten Hand zum Schweigen brachte. Es war zwei Jahre her, seit ich ihn gesehen hatte. Er schien nicht verändert zu sein, vielleicht ging er etwas gebeugter, aber er strahlte Kraft aus, und seine Stimme war laut und klar. Er vergeudete keine Zeit damit, von der Vergangenheit zu reden, ihn und uns beschäftigten die Gegenwart und die Zukunft. Unsere Wissenschaftler und Techniker erlernten das Wissen und die Fähigkeiten unserer Vorfahren mit rasender Geschwindigkeit und führten sogar Verbesserungen ein. Das Ergebnis der menschlichen Entwicklung war nicht abzusehen. Aber die goldene Zukunft, die die Menschheit erwerben und genießen konnte und sollte, hing auch davon ab, wie sie sich selbst regierte. Der Mensch war das Maß aller Dinge.

Eine goldene Zukunft . . . Es war richtig, dachte ich, daß Julius in dieser Weise redete, denn damit sprach er zweifellos für die überwiegende Mehrheit aller Völker dieser Welt. Sie besaßen einen unstillbaren Hunger nach den Spielzeugen und Wundern der Vergangenheit. Überall in der sogenannten zivilisierten Welt hörte man Radio, und das Fernsehen wurde mit Ungeduld erwartet. Auf dem Weg hierher hatte ich meine Eltern besucht, und mein Vater hatte davon geredet, neben der Mühle ein Elektrizitätswerk zu bauen. In Winchester begannen neben der Kathedrale neue Gebäude aus der Erde zu wachsen.

Das war es, was die meisten Leute wollten, nur ich nicht. Ich dachte an die Welt, in der ich geboren und aufgewachsen war- es war eine Welt der Dörfer und kleinen Städte mit einem friedlichen, geordneten Leben, unbelastet und ungehetzt, nur vom Wechsel der Jahreszeiten beherrscht. Ich dachte auch an meinen Aufenthalt in dem Schloß de la Tour Rouge, an den Grafen und die Gräfin, an die Tage, an denen wir ausgeritten waren und faul in der Sonne gesessen hatten, ich dachte an die blühenden Wiesen im Sommer und an die fischreichen Flüsse, an die Ritter, die zusammen schwatzten und lachten und im Turnier fochten - und ich dachte an Eloise. Ihr Gesicht, schmal, ruhig und hübsch unter dem blauen Turban stand mir so deutlich vor Augen, als wäre ich erst gestern aus meinem Fieber erwacht und hätte sie auf mich herabblicken sehen.

Nein, die neue Welt, die gerade gebaut wurde, besaß für mich keine Verlockungen. Glücklicherweise war ich in der Lage, mich von ihr abzuwenden und in einsame Meere und ferne Häfen zu entfliehen.

Julius sprach über das Problem der Regierung. Das war der strittige Punkt, an dem sich die Zukunft entscheiden würde. Der Rat war gebildet worden, als sich nur eine Handvoll Männer in den Höhlen verbarg und die Befreiung der Welt plante. Diese Freiheit war errungen, und in der ganzen Welt hatten sich überall regionale Regierungen gebildet, die ihr Gebiet verwalteten. Internationale Probleme, die Kontrolle über die Wissenschaftler und ähnliche Fragen fielen unter die Entscheidungsgewalt des Rates.

Es war klar, daß dies im Interesse aller lag. Aber es war ebenso wichtig, daß der Rat der demokratischen Kontrolle der Völker der Welt unterstellt wurde. Aus diesem Grund war der Rat bereit, sich aufzulösen und seine Autorität und Aufgaben einem ähnlichen, vielleicht größeren Gremium zu übertragen, in dem die einzelnen Nationen repräsentativ vertreten sein würden. Dem mußten natürlich noch genaue Überlegungen und sorgfältige Organisation vorausgehen, und man mußte deshalb mit einer Übergangszeit rechnen. Die Konferenz sollte hier Entscheiden, wie lang diese Zeit sein sollte. Außerdem war der neue, provisorische Rat zu wählen, der während der Übergangszeit die Funktionen des alten übernahm.

»Ich glaube, das ist alles, was ich zu sagen habe«, schloß Julius. »Mir bleibt nur noch, allen für die gute Zusammenarbeit zu danken und dem neuen Rat und seinem Präsidenten für die Zukunft Glück zu wünschen.« Unter aufbrausendem Applaus setzte sich Julius. Der Beifall war laut und begeistert, aber nicht allgemein. Ich sah einige Delegierte mit gefalteten Händen dasitzen. Als der Beifall nachließ, stand ein Delegierter auf, und der Vorsitzende, der als Konferenzleiter fungierte, sagte: »Das Wort hat der Führer der italienischen Delegation.« Er war ein kleiner, drahtiger Mann, und sein Haar wuchs in einer riesigen Tolle über das Geflecht der Kappe. Er sagte: »Ich stelle den Antrag, Julius als Präsident des neuen Rates wiederzuwählen.« Begeisterte Zurufe brandeten auf, waren aber wieder nicht allgemein.

Der deutsche Delegationsleiter sagte: »Ich unterstütze diesen Antrag.«

»Abstimmen, abstimmen!« schrien einige Delegierte, andere waren strikt dagegen. In dem Durcheinander stand ein Mann auf, den ich sofort wiedererkannte. Es war Pierre, der sich vor sechs langen Jahren schon einmal gegen Julius erhoben hatte. Er war ein Delegierter Frankreichs.

Ruhig begann er zu sprechen, aber ich hatte den Eindruck, daß sich hinter der äußeren Ruhe etwas anderes verbarg.

Als erstes griff er auf, daß hier offenbar erst der neue Präsident gewählt werden sollte. Er meinte, erst müßte man den

neuen Rat wählen und dann den neuen Präsidenten. Danach wandte er sich gegen den Vorschlag, daß der Rat als Provisorium während einer Übergangszeit regieren sollte. Dafür gäbe es keinen Grund. Diese Konferenz hätte die Macht, einen ständigen Rat zu wählen, und genau das sollte man jetzt auch tun. Wir hätten schon genug Zeit vergeudet. Er machte jetzt eine kleine Pause und blickte Julius an, als er fortfuhr: »Meine Herren, es geht hier nicht nur darum, daß wir keine weitere Zeit verlieren dürfen, sondern diese Konferenz ist zusammengekommen, um auch zu arbeiten. Es war vorauszusehen, daß einige Delegierte vorschlagen würden, Julius als Präsidenten wiederzuwählen. Man erwartet von uns offenbar, ihn aus sentimentalén Gründen wieder an unsere Spitze zu stellen. Das heißt, wir sollen einen Despoten in seiner Macht bestätigen.«

Ein allgemeines aufgeregtes Gemurmel erhob sich. Pierre wartete bis es wieder ruhig geworden war und sprach weiter: »In Krisenzeiten mag es notwendig sein, die Herrschaft eines einzelnen, eines Diktators, hinzunehmen. Aber die Krise ist vorbei. Die Welt, die wir neu schaffen müssen, soll in Zukunft eine demokratische Welt sein. Wir dürfen dabei keine sentimentalén Gefühle die Oberhand gewinnen lassen, wir sind hier, um die verschneidenden Völker der Welt zu repräsentieren und ihnen zu dienen.« Der Vertreter Italiens rief aufgeregt dazwischen: »Julius hat uns alle gerettet!«

»Nein«, sagte Pierre, »das ist nicht wahr. Es gab noch andere, Hunderte, Tausende! Damals haben wir Julius als unseren Führer akzeptiert, aber das ist kein Grund dafür, ihn auch heute zu wählen. Nehmen Sie zum Beispiel diese Konferenz. Der Rat hat lange gebraucht, bis er sie einberief. Seine Autorität hatte er aber nur bis zu dem Zeitpunkt übertragen bekommen, bis die Meister besiegt worden waren. Das ist fast drei Jahre her. Aber erst jetzt, widerstrebend . . .«

Ein neuer Tumult brach aus, den der deutsche Vertreter übertönte: »Vorher war es doch gar nicht möglich! Vieles mußte erst geregelt werden . . .«

Pierre unterbrach ihn heftig: »Und warum hier? Es gibt Dutzende, ja Hunderte von Orte in der Welt, die für eine solche Konferenz besser geeignet wären. Wegen der Laune eines alternden Tyrannen sind wir hier. Jawohl, ich glaube, Julius wollte die Konferenz hier zwischen den Weißen Bergen abhalten lassen, um uns dadurch an den Dank zu erinnern, den wir ihm schuldig sein sollen. Viele Delegierte kommen aus dem Flachland und werden mit dem Klima hier oben nicht fertig. Einige wurden sogar krank und mußten bereits in niedrigere Landstriche zurückkehren. Doch das kümmert Julius natürlich nicht. Er hat uns in die Weißen Berge gerufen, weil er glaubt, daß wir es hier oben nicht wagen würden, gegen ihn zu stimmen. Aber er wird feststellen müssen, daß freie Menschen auch frei entscheiden können.«

Von allen Seiten hörte man aufgeregte Zwischenrufe. Ein amerikanischer Delegierter hielt eine kurze, flammende Ansprache, in der er Julius unterstützte. Dasselbe tat ein Chinese nach ihm. Andere wieder folgten der Argumentation von Pierre. Ein Vertreter Indiens erklärte, Persönlichkeiten seien unwichtig, es komme darauf an, eine starke und handlungsfähige Regierung zu bilden. Das erfordere aber einen starken und tatkräftigen Präsidenten. Man könne einen durch vom Alter verbrauchten Mann nicht mit einer solchen Aufgabe belasten. Julius habe Großes geleistet und hätte seinen festen Platz in den Geschichtsbüchern errungen, aber sein Platz solle jetzt von einem jüngeren Mann eingenommen werden. Neben mir sagte Fritz: »Sie werden ihn nicht wiederwählen.« »Das können sie nicht tun«, antwortete ich, »das ist undenkbar. Es gibt ein paar Neider, aber wenn es zur Abstimmung kommt . . .« Die Debatte zog sich hin. Endlich wurde über den italienischen Antrag, Julius wiederzuwählen, abgestimmt. Die Delegierten mußten an Knöpfe drücken, die mit »Ja« und »Nein« beschriftet waren. Das Ergebnis tauchte auf einem Wandschirm in Leuchtschrift auf. Riesige Zahlen wurden sichtbar:

JA: 152 Ich hielt den Atem an:

NEIN: 164

Der Tumult, der jetzt folgte, war größer als alle vorangegangenen. Jubelrufe und empörte Äußerungen wurden laut. Der Lärm legte sich erst, als Julius aufstand und sagte: »Die Konferenz hat ihre Entscheidung gefällt.« Sein Gesichtsausdruck verriet keine innere Bewegung. Er wirkte beherrscht, aber seine Stimme klang müde. »Wir alle müssen die Entscheidung akzeptieren. Ich habe nur den Wunsch, daß wir, unter welchem Präsidenten und welchem Rat auch immer, vereint bleiben mögen. Einzelne Menschen sind nicht so wichtig, aber die Einigkeit zählt.« Diesmal war der Beifall gering. Der Leiter der amerikanischen Delegation sagte: »Wir sind in gutem Glauben hergekommen und waren bereit, mit allen Nationen zusammenzuarbeiten. Wir haben kleinliches Geschwätz gehört, ein großer Mann wurde beschimpft. In unseren Geschichtsbüchern steht, daß dies ein Charakterzug der Europäer sei, den sie nicht überwinden könnten. Wir haben den Büchern nicht geglaubt, aber jetzt tun wir es. Hiermit zieht sich unsere Delegation von dieser Karikatur einer Menschheitskonferenz zurück. Wir besitzen einen eigenen Kontinent und werden auch allein fertig.«

Die Amerikaner packten ihre Sachen zusammen und gingen zur Tür. Bevor sie sie erreicht hatten, sprach ein chinesischer Delegierter mit lispelnder Stimme: »Wir stimmen mit der amerikanischen Delegation überein. Wir glauben nicht, daß ein Rat, der wie diese Konferenz von Leidenschaften beherrscht werden wird, auch unsere Interessen wahrnehmen könnte. Es tut uns leid, aber auch wir ziehen uns zurück.«

Ein deutscher Vertreter sagte: »Das ist das Werk der Franzosen. Sie sehen nur ihre eigenen Interessen und ihren eigenen Vorteil. Sie wollen Europa dominieren, das war auch in der Vergangenheit schon ihr Ziel. Aber ich will ihnen sagen: Hütet euch! Wir haben eine Armee, die unsere Grenzen verteidigen wird, und eine Luftwaffe . . .« Seine Worte gingen im allgemeinen Lärm unter. Ich sah, wie die Engländer aufstanden und voller Abscheu den anderen folgten, die den Raum schon vorher verlassen hatten. Ich blickte zu Julius hinüber. Er hatte den Kopf gesenkt und bedeckte seine Augen mit den Händen.

Vom Konferenzgebäude aus konnte man durch hohen trockenen Schnee den Hang zum Jungfrauenjoch hinaufsteigen. Links glitzerte die Jungfrau, rechts der Mönch und Eiger. Dort oben stand die runde Kuppel der Sternwarte, die jetzt wieder dazu diente, den Weltraum zu beobachten. Nach unten fielen die Schneefelder steil ab, und man konnte in das grüne Tal hinabschauen. Die Sonne senkte sich nach Westen, und es lag schon zum größten Teil im Schatten. Seit wir aus dem Konferenzraum herausgekommen waren, hatten wir geschwiegen. Jetzt sagte Bohnenstange: »Wenn Henry nicht umgekommen wäre.« Ich fragte: »Hätte ein einzelner dies alles ändern können?« »Ein einzelner kann die Welt verändern. Julius hat es getan, und Henry wäre nicht allein gewesen. Ich hätte ihm geholfen, wenn er mich hätte brauchen können.« Ich dachte darüber nach und sagte: »Ich vielleicht auch, aber Henry ist tot.« Fritz meinte: »Ich glaube, ich gebe meinen Bauernhof auf. Es gibt Wichtigeres.«

Bohnenstange sagte sofort: »Ich mache mit.« Fritz schüttelte den Kopf: »Bei dir ist es etwas anderes. Deine Arbeit ist wichtig, meine nicht.« »Nicht so wichtig wie dies«, sagte Bohnenstange. »Wie ist es mit dir, Will? Bist du zu einem neuen Kampf bereit - er wird länger dauern, weniger aufregend sein, und am Ende winkt kein großer Triumph. Will, wende dich von deinen Meeren und Inseln ab und hilf uns, die Menschen in Frieden und Freiheit zu vereinigen. Ein Engländer, ein Deutscher und ein Franzose: das ist kein schlechter Anfang.« Die Luft war kalt, aber rein. Eine Windbö wehte Pulverschnee von der Jungfrau herab. »Ja«, sagte ich, »ich mache mit!«

ENDE